

H α 179





Philosophische
B L I C K E

auf

Wissenschaften
und
Menschenleben
für reife Jünglinge
herausgegeben

von

I. C. F. Heinzelmann und C. D. Vofs
Lehrern am Königl. Pädagogium
zu Halle im Saalkreise.



Ersten Bandes erstes Stück.

Halle
bei Hemmerde und Schwetschke
1789.



S c h r e i b e n

an den

Herrn Prof. Wiedenburg

in Helmstädt,

anstatt der Vorrede.

Es kann Sie unmöglich befremden, mein sehr
werther Freund, diesen Aufsatz an Sie gerichtet
zu sehen, da es in jeder Rücksicht so natürlich ist.
Schon seit der ganzen Zeit, daß mein Schicksal mich
aus der, mir in so manchem Betrachte unvergesli-
chen, engern Verbindung mit Ihnen hinwegführte, hat
mein Herz häufig dringende Anforderungen gemacht
Ihnen auch öffentlich die Gefühle der Dankbarkeit
und innigen Ergebenheit, vor den Augen der Welt,
zu bezeigen, die Sie zwar, wie ich hoffe, aus an-
dern Aeußerungen kennen, wodurch ich dieß Be-
wustfeyn zwar bisher in dieser Stille erhalten, aber
doch nie ganz zur Ruhe bringen konnte.

* 2

Hätte

Hätte ich also nichts als mein Bedürfniß und meine eigene Berubigung zurathe gezogen, so geschähe schon längst, was itzt erst geschieht, so hätte ich schon manche sich anbietende Gelegenheit benutzt und sich nicht anbietende aufgesucht, Ihnen laut aus der Fülle meines Herzens zu sagen, was ich Ihnen alles, und wie ich es Ihnen danke. Aber ich kannte auch Ihre feine und edle Denkungsart, ich wußte, daß es Ihnen bey allen, was Sie thun und wirken, auf keine Weise darum zu thun ist, bemerkt zu werden: ich wußte, daß Ihnen ein herzlicher Händedruck unendlich weit lieber sey, als eine öffentliche Räucherung, daß es Ihnen wohl gar unangenehm seyn könnte, sich so öffentlich ausgestellt zu sehn, zumal, wenn der Gedanke hinzukömmt, man könne einen Theil davon auf eine Eitelkeit, die Ihnen ganz fremd ist, hinüber tragen. Wenn ich dieß überlegte, so beruhigte ich mein anforderndes Herz, mit dem Gedanken, daß es von Ihnen gekannt und geschätzt sey, und die Welt doch so gern verdrehe und zum ärgsten kehre, doch so wenig wahre Herzlichkeit anerkenne und ehre, und daß daher in dieser Rücksicht überall wenig daran liege,

liege, ob man wisse, was Sie mir waren, und ich Ihnen dafür seyn möchte! —

So sind denn sechs Jahre hingegangen und ich habe geschwiegen. Aber itzt, da ich eine Schrift anfangen, die für die Bildung reisender Jünglinge bestimmt ist, die richtige Erkennung und Schätzung, menschlichen Wissens und Thuns, befördern soll; da diese Schrift mit einer schon länger von Ihnen veranstalteten in Kollision zu kommen scheint — da kann ich dieß mit jedem Jahre dringender gewordenen Bedürfniß nicht mehr verleugnen, da windet mir diese so allgemein auffodernde Gelegenheit alle Bedenklichkeit aus den Händen, und scheint weder von Ihrer, noch von irgend einer Seite der Mißdeutung fähig zu seyn.

So lassen Sie es mich hier denn öffentlich sagen, mein sehr Wertber, daß Sie in den eigentlichsten und kräftigsten Bedeutungen der Worte, mein Lehrer, mein Wohltäter und mein Freund waren. Ihrem Unterrichte, und mehr noch Ihren freundschaftlichen Unterhaltungen danke ich die erste Entwicklung meines Geistes; Sie weckten den Trieb nach Wahrheit und verfolgten oft mit

einer Selbstverleugnung, die ich nachher so oft bewundert habe, meine Vorurtheile und meinen Stolz in seine innersten Schlupfwinkel, und ermüdeten selbst nicht durch ihre öftere Rückkehr. Ihnen danke ich so manche Erleichterung meiner Bedürfnisse, die Ihnen selbst nicht selten Aufopferung mancher Bequemlichkeit kostete; Ihnen danke ich so manche der glücklichsten Tage und Stunden meines Lebens, die mir Ihre und Ihrer vortrefflichen Gattin Freundschaft gewährte, und die eben so wohlthätig für die Bildung meiner Sitten, als Ihre Belehrungen für meinen Verstand waren.

Ich habe manche Erfahrung gemacht seit diesen glücklichen Zeiten, ich habe einen großen Vorrath von Kenntniß der Menschen, und den mannichfaltigen Verhältnissen der bürgerlichen Gesellschaft erlangt; ich habe gute Menschen gefunden, die Freude wechselseitiger Zuneigung genossen und ihr Wohlthuedendes empfunden; aber wenn ich, theurer Freund, es mit dem vergleiche, was ich bey Ihnen an häuslicher Glückseligkeit genoß, so fühle ich erst recht lebhaft, was ich damals besaß und, seit so
man-

manchen Jahren, nun schon entbehre. Nie habe ich ruhiger gelebt, nie freyer und froher, ohne Rücksicht und ängstliche Vorsicht mich wechselseitiger Zuneigung erfreut, als damals; nie habe ich mein Herz und alle seine Gefühle so unverstellt äußern können, und so theilnehmende Einstimmung gefunden, als an jenen traulichen Abenden, in dem kleinen Zirkel am Kamine oder bey der frugalen Mahlzeit in dem kleinen Kreise einer zufriedenen und glücklichen Familie.

Schwer wird es mir, edler Freund, meiner Einbildungskraft hier Einhalt zu thun, und nur die Besorgniß, Ihnen wirklich zu missfallen, vermag meine Feder hier aufzuhalten und meine Ideen auf einen andern, hiermit in Verbindung stehenden, Gegenstand zu lenken, der mir sehr am Herzen liegt, weil ich doch wenigstens von Ihnen nicht gern unrichtig beurtheilt werden möchte.

Sie wissen die sonderbare Verkettung von Umständen, die mich hier meinen Ruhepunkt finden ließen, den mir mein Vaterland nicht gewährte. Ich fand hier einen Wirkungskreis, der meine Be-

gierde, nützlich zu werden, aufs neue belebte und ihm eine bestimmte Richtung gab. Ich trat mit mehrern einsichtsvollen Männern und einer Anzahl Jünglingen in Verbindung, die, nach Fleiß und Anlage zu urtheilen, dem Vaterlande keine geringe Hoffnung künftiger Nutzbarkeit machen. So sehr nun der tägliche Umgang mit Ihnen auf der einen Seite mein Herz erheiterte und belebte, so sehr erregte er auf der andern Seite aufs neue eine lebhafte Vorstellung von den mannichfaltigen Beschwerlichkeiten, die itzt ein Jüngling zu überstehen hat, wenn er sich selbst überlassen, in der Erweiterung seiner Erkenntniß und in den Verhältnissen mit andern Menschen und ihrer Beurtheilung, einen sichern Weg gehen will. Ich hatte zu oft und zu bitter die Erfahrung gemacht, daß nicht alles Gold sey was glänze, als daß mir nicht der Wunsch sehr natürlich hätte werden sollen: andere Jünglinge, auch außer meinen engern Zirkel, diese Erfahrungen zu erleichtern, und ihnen das Unangenehme der Täuschung wenigstens in etwas zu ersparen.

Ich

Ich theilte meine Gedanken, meinem mir in kurzen sehr werth gewordenen Kollegen und Freunde Hrn. Heinzelmann mit, und entwarf mit ihm gemeinschaftlich den Plan zu der Schrift, wovon sie itzt das erste Stück erhalten. Wir legten dabey die Bemerkung zum Grunde, daß es itzt mehr als je gewöhnlich zu seyn scheine, sowohl in Wissenschaften, als im gemeinen Leben Schein für Wirklichkeit gelten zu lassen; so daß auch der Jüngling mit gesunden Augen leicht geblendet, oder getäuscht werden könne.

Jemehr der Jüngling sich seiner Reise nähert, jemehr eine gewisse Selbstbestimmung, sowohl im Denken, als im Handeln ihm natürlich und nothwendig wird; desto mehr muß darauf ankommen, wie er bey seinen hiermit verbundenen Eintritte in die große Welt, und bey seiner dann beginnenden nähern Bekanntschaft mit den Wissenschaften, den Gesichtspunkt, sowohl für das eine als für das andere fasse, um den wahren Werth eines jeden richtig zu schätzen und es demselben gemäß zu benutzen.

Um andere Gegenstände richtig beurtheilen zu können, muß ich auf mich selbst Aufmerksamkeit verwandt haben.

Um die Menschen, als Menschen und Bürger richtig beurtheilen zu können, ist eine Kenntniß der Art und Weise der Beförderungen und Hindernisse ihrer Entwicklung nothwendig;

Um sich überall in Wissenschaften und Menschenleben nur an das Gute und Schöne zu halten und daran sich zu gewöhnen, muß ich im Allgemeinen meinen Geschmack bilden und befestigen;

Und ein sichres Urtheil kann nur strenge Kritik, verbunden mit den dahingehörigen allgemeinen Kenntnissen und guten Mustern bewirken.

Um diesen vierfachen Zweck sicher zu erreichen, kann man noch immer nicht die ältere Philologie (wie Sie in Ihrem Magazin an mehr als einem Orte dorthun) entbehren. Daher gehört es hier vornehmlich her, den wahren Werth derselben für unsere Zeiten und die zweckmäßigste Behandlungsart derselben zu bestimmen, um hierin eine gänzliche

liche Gleichgültigkeit auf der einen Seite eben so zu verbüten, als auf der andern, einem lächerlichen Pedantismus vorzubauen.

Unser Plan begreift aber auch das gemeine Leben und die kleinern und größern Verhältnisse der bürgerlichen Gesellschaft eben so gut in sich, als die Wissenschaften, und trachtet auch, soviel an ihm ist, beyde einander zu nähern, und den Einfluß der ersteren auf die letztern einleuchtender und kräftiger zu machen.

Auf diesem Wege fällt nun natürlich die Aufmerksamkeit auf die Institute, die den eben angeführten Zweck zu befördern hauptsächlich bestimmt sind.

Aufmerksamkeit auf Stufen der Kultur leitet uns endlich auf die Geschichte des Menschen, als Mitglied der menschlichen Gesellschaft und Bürger des Staats. Hier bieten sich uns Vergleichen ebemaliger und jetziger Zeiten, gleichzeitige Verschiedenheiten der Religionsbegriffe, Wissenschaften, Sitten, Gebräuche u. s. w. dar; aber es giebt uns auch eben so natürlich Veranlassung zur Würdigung öffentlich anerkannter und
verbor-

=====
verborgener Verdienste, zu Bemerkungen über
Verhältnisse der Stände, in Absicht ihrer Subor-
dination, ihrer Verbindung und dessen Nützlich-
keit für das Ganze, über den Werth bürgerlicher
Gesetzgebungen, Staatsverfassungen u. s. w.

Nach diesen vorausgeschickten allgemeinen
Bemerkungen, würde nun obngefähr der Inhalt
dieser Zeitschrift unter folgende Hauptgesichts-
punkte zu bringen seyn.

- 1) Interessante und dem auf dem Titel ange-
gebenen Zwecke gemäß bearbeitete Beyträge
zur praktischen Philosophie, ihrer Geschichte und Litteratur, Beur-
theilung und Muster, in Sachen des Ge-
schmacks und der Kritik, besonders genaue
Beurtheilung derjenigen Schriften und
Schriftsteller, die allgemeinen Beyfall und
Bewunderung erregen.
- 2) Beyträge zum Studium und der üchten
Schätzung der alten Philologie.
- 3) Beobachtung der zur nähern Verkettung
der Wissenschaften mit dem Menschenleben
abzweckenden Institute, als Erziehungsan-
stal-

stalten, Universitäten, gelehrte Gesellschaften und Akademien der Wissenschaften, Schriftstellerey, Recensionen, Buchhandel u. s. w.

- 4) Biographien und unparteyische Charakteristiken einzelner Menschen und geringere oder grössere Beyträge dazu, so wie endlich
- 5) Beurtheilungen grösserer Weltbegebenheiten und Entwicklungen ihrer Entstehung und Folgen, u. s. w.

Mehr bedarf es wohl nicht; mein sehr verehrter Freund, um Ihnen und dem Leser eine kurze helle Uebersicht unsers Plans zu geben, und auch nicht mehr um mich vor Ihnen und mir zu rechtfertigen; daß diese Schrift keinesweges mit Ihrem humanistischen Magazin in Kollision kommen, oder die Verbreitung desselben nur im mindesten einschränken könne.

Sie haben das zu Ihrem Hauptzwecke, was bey uns nur ein Theil des Ganzen ist und seyn kann, wir können daher sehr wohl neben einander hergehen und sogar uns wechselseitig unsen Weg erleichtern und angenehm machen.

Gern

Gern hätten wir die planmäßigere Form eines Buchs gewählt; aber, ob wir da vielleicht auf der einen Seite gewonnen haben würden, hätten wir doch auf der andern Seite, durch die Schwierigkeit der Verbreitung, verloren, welches doch immer eine der ersten Haupt Sorgen eines Schriftstellers, der gemeinnützig werden will, seyn muß. Was hilft alles unser Schreiben, wenn wir nicht gelesen werden und selbst der feilsten Seele kann nicht blos daran genügen, ihr Produkt für bares Geld an irgend einen Buchhändler losgeworden zu seyn; denn wird es nicht gelesen, so wird sich dieser für einen ähnlichen Handel in der Folge bedanken. *)

Es

*) Wenn man aber in der redlichsten Absicht und mit warmen Eifer für das Gute schreibt, und dann dies ignorirt wird, besonders von denen, wofür man schrieb, das ist in der That kränkend. Ich habe dies bey meiner Schrift, Campens Fragmentengeist, erfahren. Mit tausend elenden zwecklosen Chariteen sind unsre gelehrte Zeitungen stets angefüllt, aber dieser; wie sie auch seyn mochte, doch wenigstens gemeinnützigen Schrift, blieb nir-

Es bleibt mir für itzt nichts mehr übrig, mein sehr Verehrter, als der Wunsch, daß Sie auch hierin nie eine Ursach finden mögen, sich eines Schülers zu schämen, der wenigstens den Ehrgeitz hat, seinem Lehrer und Freunde Ehre machen zu wollen. Zugleich aber auf diese Weise den Wunsch zu erkennen geben mögte, vergelten zu können, so weit ihn das Gefühl des Unvermögens zuläßt.

Und nun gebe Gott Segen und Gedeihen dem redlichen Wunsche, der heute für Sie, Ihr vortreffliches Weib und Ihre lieben Kinder, aus dem Innersten meines Herzens zu ihm emporsteigt.

Halle, Königl. Päd. den 1. Jan.

1789.

Voss.

nirgends ein Plätzchen übrig, als in der Hallischen. Diese unverkennbare Bemühung der Gegenpartey, sie zu unterdrücken, wird doch ewig nicht die Wahrheiten widerlegen, die darin gesagt sind, und die vielleicht dennoch einst die Schuppen von den Augen derer nehmen werden, die bis itzt noch nicht davon erlöst seyn wollen. Gott gebe, daß es dann nicht zu spät ist.

In-

I n h a l t
d e s e r s t e n S t ü c k s.

I. Ueber den wahren Begriff der Gelehrsamkeit, vom Herrn Doktor <i>Nöfzelt</i> .	Seite 1
II. Wovon hängt im Allgemeinen und Befondern die Entwicklung des menschlichen Geistes ab? ✓	23
III. Handel und Wandel. ✓	37
IV. Römischer Luxus	40
V. Ueber A. H. Frankens Leben und Verdienste von Hrn. Prof. <i>Niemeyer</i> .	60
VI. Etwas über Toleranz und ihre Schranken. ✓	73
VII. Ueber deutsche und italienische Singkunst. ✓	90
VIII. Chorgesang aus der Hekuba des Euripides.	94
IX. Das Gericht. Ein Dialog ✓	98
X. Ueber Horazens 28te Ode des ersten Buchs.	120
XI. Aus einer Briefe. ✓	128
XII. Ein Beytrag zur Geschichte der Räthsel.	137
XIII. Einige Bemerkungen über junge Dichter und ihre Verführungen, von Hrn. M * * ch. (✓)	160
Meinem Lafontaine zur Antwort auf die Zuschrift vor seinem Brutus. ✓	179

I. Ueber



I.

Ueber den

wahren Begriff der Gelehrsamkeit.

Als eine Vorbereitung zur Untersuchung des
Wahns dafs sie nicht gemeinnützig sey.

Man hat unfreier Zeit den Vorwurf gemacht, dafs der Geschmack an Gelehrsamkeit, und mit ihm die Gelehrsamkeit selbst, im Sinken sey. So vieles sich für oder wider diese Meinung sagen läst, wag' ich's hier doch noch nicht darüber zu entscheiden, oder die Zeichen anzugeben, woraus sich das eine oder das andre schliessen lasse, so lange man noch nicht über den Begriff der Gelehrsamkeit einverstanden, oder dieser durch eine genauere Untersuchung bestimmt worden ist; eine Untersuchung, die um so nothwendiger scheint, je mehr die Ausfälle auf Gelehrsamkeit zeigen, wie verschieden und wie schwankend diese Begriffe davon seyen. Mag denn auch die Gelehrsamkeit einen noch so grossen, eigenthümlichen und unabänderlichen Werth haben, der sich an allen, denen etwas davon zu Theil worden ist, und zu allen Zeiten, *selbst* rechtfertigt: so bringt es doch die Zeit überhaupt, welche die Verhältnisse der Dinge, und

Phil. Blicke I. B. I. St. A mithin

mithin auch die Begriffe und Urtheile der Menschen, so sehr verändert, es brings besonders unsre Zeit, und es bringen es die immer weitem Fortschritte in der Erkenntniß, nothwendig mit sich, daß die Achtung gegen Gelehrsamkeit gewissermahlen sinken *muß*; und dies erregt oder rechtfertigt die Beforgniß, daß diese Achtung, wo nicht schon wirklich *sinke*, doch wenigstens in *Gefahr* zu sinken sey.

Ob die Gelehrsamkeit — man nehme sie auch so unbestimmt, wie man wolle — vorzügliche Talente, Kenntnisse, Uebungen und Fertigkeiten erfordere? ob sie einen großen, vortheilhaften oder nachtheiligen, Einfluß, auf die Denk- und Handlungsart der Menschen, auf die Bedürfnisse und Bequemlichkeiten des menschlichen Lebens, auf mancherley Beschäftigungen, Künste und Gewerbe äußere? — darüber kann gar kein Streit seyn. Aber mit der Zeit ändern sich die Bedürfnisse der Menschen, die Mittel sie zu befriedigen, die Begriffe von Nothwendigkeit oder Entbehrlichkeit, vom Schaden und Nutzen gewisser Dinge, kurz, das ganze Interesse dafür. Daher steigen und fallen *ebendieselben* Beschäftigungen in der öffentlichen Meinung, je nachdem sich jene Umstände ändern. Daher kann die Gelehrsamkeit zu Einer Zeit sehr entbehrlich scheinen, wenn *entweder* der Geschmack und der herrschende Ton sich auf ganz andre Gegenstände, als auf solche, lenket, die einen großen Reichthum von Kenntnissen oder einen sehr angestregten Fleiß erfordern; *oder* wenn man glaubt, eben den Zweck mit mindern Aufwand der Kräfte
und

9

und auf viel näheren Wegen erreichen zu können. Tritt gar die Gelehrsamkeit gewissen Absichten in den Weg; fühlen z. B. die, welche den Ton in der Gesellschaft angeben, und Gehör finden, daß Mangel an Gelehrsamkeit ihnen hinderlich sey, den Grad von Achtung zu erhalten, den sie sich zu erreichen wünschen; oder wächst zu einer Zeit die Menge der Beschäftigungen und der nützlichen Kenntnisse sehr an, daß sich der Fleiß theilen muß, und das Bestreben nach Gelehrsamkeit andern Beschäftigungen und Pflichten Zeit und Kräfte entzieht; oder nimmt die Liebe zum geschäftigen Leben, der Geschmack an Vergnügungen, die Achtung gegen den guten Ton im Umgang und Gesellschaften, so sehr zu, daß es merklich auffällt, wie sehr die Beschäftigung mit Wissenschaften die Theilnehmung an jenen geschäftigen und gesellschaftlichen Leben und die Fähigkeit dazu vermindere: so können alle diese Umstände selbst das Vorurtheil erregen und herrschend machen, daß die Gelehrsamkeit zu einer solchen Zeit so gar *schädlich* sey, sie, die zu einer andern Zeit alles in allem war.

Diese Geringschätzung und Verachtung der Gelehrsamkeit fällt natürlich auch auf den *Stand* der Gelehrten zurück; der, selbst alsdann, wenn an noch Gelehrsamkeit schätzt, viel von seiner Achtung verliert, wenn zu einer gewissen Zeit Gelehrsamkeit nicht mehr Wenigen eigen, sondern etwas Gemeineres, ist, wenn durch manche Vorbereitungen und häufigere Hülfsmittel der Zugang zu ihr *Mehrern* erleichtert ist, und kein so großes Maas von Talenten und Anstrengung,

gung, sie zu erwerben, erfordert zu werden scheint, als zu einer andern Zeit, wo sie noch eine Seltenheit, wo sie ein größeres Verdienst, wo es noch ein Zeichen von einem außerordentlichen Manne war, das zu finden und zu wissen, wovon andern damals noch kein Gedanke beyging, und sich zu dem hinauf zu arbeiten, was die meisten Menschen für unerreichbar hielten.

Diesem Schicksale kann also die Gelehrsamkeit und der Stand der Gelehrten nicht entgehen. Alles verliert am Werth und Ansehen, was gemein wird, was man einmal gewohnt ist; auch das Beste verliert, wenn etwas anderes aufkommt, welches schon dadurch, daß es neu ist, mehr die Aufmerksamkeit an sich zieht. So müßte es auch der Gelehrsamkeit gehen, wenn sie sich nicht immer erweiterte und durch neue Entdeckungen oder neue Anwendung des schon Entdeckten, sich auch einen neuen Reiz zu verschaffen wüßte; oder wenn sie nicht so tief zu gewissen Zeiten sank, daß sie ganz verschwunden zu seyn schiene, und man zu einer andern Zeit sich nothgedrungen fühlte, sie wieder hervorzufuchen, und sie dadurch als ein neugefundner Schatz auch wieder einen neuen Werth erhielt.

In der Welt arbeitet alles daran, sich einander zu zerstören und aufzubauen; die Verwesung enthält oder entwickelt den Keim zur neuen Fruchtbarkeit, und was hervorsproßt, ist neuer Stoff der Verwesung; eins verdrängt das andre, und über den neuen Zuwachs wird das andre, vielleicht edlere, vergessen.

So

So mit der Gelehrsamkeit. Je mehr sich die Entdeckungen häufen, je weiter sich die Aufmerksamkeit auf bisher unbeachtete Dinge und ihre unerkannte Eigenschaften ausbreitet, je mehr die Streb- samkeit der Menschen, Neues zu entdecken und das Bekannte besser und nutzbarer darzustellen, steigt: je unmöglicher wird es dem eingeschränkten Geiste des Menschen alles zu umfassen. Er muß vieles ergiebige Land ungebaut liegen lassen, muß auswählen was seinen und seiner Zeit Bedürfnissen, noch mehr, was seinen Kräften, Umständen und Geschmack, am meisten angemessen ist. Die Folge davon? Dafs viele Wissenschaften und Künste oder deren Theile nicht mehr getrieben, viele Untersuchungen nicht mehr oder nur flüchtig angestellt werden; dafs man alles ins Enge zieht, sich mit allgemeiner Uebersicht begnügt, zufrieden mit den Resultaten der Untersuchungen, mit der Vorarbeit Andreer ist, der Untersuchungsgeist still steht, das bereits Gefundene unbenutzt bleibt, wo nicht gar als verlegne Waare angesehen wird, die man den Motten und dem Moder überläßt.

So zu jeder Zeit, wo sich Entdeckungen und Beschäftigungenhäufen. — Und wenn es denn nur wahr ist, dafs unsre Zeit große Fortschritte in Wissenschaften und Künsten gemacht hat, dafs der Bedürfnisse und der Mittel, sie zu befriedigen, immer mehrere entdeckt werden: so bringt es schon dieser Umstand, wie zu jeder Zeit, wo der menschliche Geist nicht in gänzliche Unthätigkeit versinkt, mit

sich, daß die Achtung, wenigstens gegen gewisse Wissenschaften und Künste, fallen muß, weil sich, wegen der Menge der Entdeckungen und Bedürfnisse, der Fleiß zu theilen genöthigt ist, und ihr Werth eben deswegen unerkannt bleibt, weil man sich mit ihnen weniger oder gar nicht mehr beschäftigt.

Wohl uns indessen, und wohl den Wissenschaften, wenn sich alsdenn nur der Fleiß *einzel* Menschen, nicht der Fleiß *aller* Menschen Einer Zeit überhaupt, theilte; ich will sagen, wenn wir den Winken der göttlichen Vorsehung folgten, welche die Fähigkeiten und Neigungen so verschieden ausgetheilt hat, und nie eine Art von Bedürfnissen entstehen läßt, ohne zugleich die Mittel darzureichen, womit sie können befriedigt werden, nie eine Art von Beschäftigungen einführt, ohne gewissen Menschen die dazu nöthigen Talente, Veranlassungen und Ermunterungen mitzutheilen, um das zu leisten, wozu sie andern Fähigkeit oder Muse, oder Neigung verfährt hat; wenn also jeder zwar, auf einer Seite, nur *das* mit vorzüglichem Fleiß triebe, wozu er vorzügliche Talente, Kenntnisse, Neigungen und Ermunterungen in seinen Bedürfnissen, fände, das aber, was er nicht *so* bestreiten kann, von Andern entlehnte; hingegen auf der andern Seite, Andere, die zu andern Beschäftigungen mehr aufgelegt sind, selbst aus Dankbarkeit und seines eignen Vortheils wegen, zum vorzüglichen Fleiß, jenes, was ihnen leichter und lieber ist, zu treiben, durch die Achtung und den Beyfall ermunterte, den er ihren Beschäftigungen und

und den darauf verwendeten mehrerm Fleiße schenkt. So arbeiteten wir alle, als Glieder eines Körpers, auf sehr verschiedene Art, zu Einem gemeinen Besten des Ganzen; so thäte gerade jeder das, was Er am besten thun könnte; so würde die Arbeit eines jeden recht eigentlich *gemeinnützig*; so müßte das Ganze der so unendlich verschiedenen Kenntnisse und Beschäftigungen, und das Ganze der menschlichen Wohlfahrt unendlich mehr gewinnen, als wenn wir das, was jeder zum Ganzen beytragen soll, nur nach dem Nutzbaren der *Beschäftigung* selbst, nicht nach dem abmessen, was *jeder insbesondre am nutzbarsten* zu leisten vermag.

Mit dieser, wie mich dünkt, so richtigen Denkungsart steht freylich der Eifer in einem sonderbaren Widerspruch, mit dem man sich, vornehmlich zu dieser Zeit, bemüht, den Werth der *Gelehrsamkeit* herunter zu setzen und sie als etwas darzustellen, was nicht *gemeinnützig* und selbst dem Gemeinnützigen nachtheilig sey. Ich enthalte mich mit Fleiß aller Anmerkungen, die sich über die Absicht dieses so oft öffentlich wiederholten Angriffs auf die Gelehrsamkeit, und über die Quellen, machen ließen, woraus diese Verurtheilung geflossen ist. Der Vorwurf selbst verdient die ernsthafteste Untersuchung; nicht nur an sich, um der Gelehrsamkeit, deren wohlthätige Folgen unverkennbar sind, und deren Werth *überhaupt* selbst ihre erklärtesten Feinde nicht ganz ableugnen können, um der Gelehrsamkeit, sag' ich, ihre alte Rechte und wohlerworbene Achtung zu erhalten,

aus welchen sie der Mißverstand verdrängen will; sondern auch noch vielmehr wegen der besondern Umstände unsrer Zeit, die dem Gedeihen dieses ausgestreuten Saamens der Verachtung, so vorzüglich günstig sind.

Wenn die Erklärung, daß Gelehrsamkeit schädlich oder wenigstens entbehrlich sey, auch nicht schon vor sich der menschlichen Trägheit schmeichelte und denen, die sich so gern wichtig machen wollen, ohne ihren Fleiß sehr in Kosten zu setzen, die angenehme Hoffnung gewährte, sich ohne vielen Aufwand von Kräften geltend zu machen: so müßte doch diese Verurtheilung der Gelehrsamkeit zu einer Zeit besonders willkommen seyn, wo es, wegen des so sehr erweiterten Umfangs des menschlichen Wissens, schwerer als sonst wird, zu wählen, und wo doch die Wahl gemeiniglich nach dem mehreren oder mindern Anschein von Nutzen bestimmt wird. Sie muß vornehmlich Eindruck in einem Jahrhundert machen, dessen Character man in eine weit größere Aufklärung als jemals setzt, und an welchem höhern Grad von Aufklärung eben deswegen so viele *auch* Theil zu haben glauben, weil sie weit mehr, als sonst geschah, lesen, diejenigen Zeitschriften wenigstens lesen, worin der Saame dieser Aufklärung ausgestreut wird. Freylich möchte diese Meinung von ungewöhnlicher Aufklärung unsrer Zeit großen Abfall leiden, wenn man, wie es die Natur der Sache fordert, intensive und extensive Aufklärung unterschiede, wenn man zugestünde, daß

dafs sich Aufklärung weiter als sonst, *ausgebreitet* habe, und untersuchte, ob sie eben so sehr *innerlich*, in Absicht auf die Vollkommenheit der Kenntnisse selbst, *gewonnen* habe. Aber unser Publicum hält sich einmal an jene; die Begierde zu wissen und zu lesen ist einmal allgemein, hat sich auch der untersten Stände bemächtigt, stimmt deswegen die Wünsche allgemeiner dahin, dafs auch unsre Schulen und Erziehungsanstalten auf diese *ausgebreitere* Aufklärung arbeiten, dafs sie *diese* vorzüglich bezielen, dafs sie den Geist aus der Masse bisher so sehr erweiterter Kenntnisse ausziehn, dafs sich selbst die, welche zu Lehrern bestimmt sind, dazu bilden sollen, selbst dem Volk mehr *vieleley*, als wenig *gut* mitzutheilen. Bey dieser Lage der Sachen drohen die Angriffe auf die Gelehrsamkeit, welche man, wie immer, nur als den Antheil *Weniger* betrachtet, eine gänzliche Revolution. Wie sie ausfallen werde, und ob zum Vortheil der menschlichen Kenntnisse überhaupt? — diese Entscheidung könnte man zwar der Zeit überlassen. Aber die Sache ist doch so wichtig und weitgreifend, gute Anstalten sind so viel leichter zu zerstören als wieder herzustellen, und bey Grundsätzen, die dem Geist und Geschmack der Zeit entsprechen, ist es so leicht, geblendet und mit hingerissen zu werden, dafs es, wie mir deucht, die Pflicht eines jeden ist, dem öffentlichen Wohl am Herzen liegt, erst reiflich zu prüfen, ehe man, so weit die Sache von uns abhängt, sich entschliesse, entweder mit an dem bezielten Zweck oder ihm entgegen zu arbeiten.

A 5

Wenn

Wenn der Werth einer Sache *überhaupt* anerkannt und durch das Urtheil aller irgend aufgeklärten Zeiten und Völker entschieden zu seyn scheint: so kann der Widerspruch gegen ein solches Urtheil schwerlich anderswo als in einem Mißverstände seinen Grund haben, der anders nicht, als durch eine bestimmte Erklärung des zweydeutigen Begriffs gehoben werden kann. — Was ist *Gelehrsamkeit*? Dieser Begriff ist nichts weniger als bestimmt; am wenigsten dadurch, daß man *Gelehrsamkeit* und *gemeinnützige Kenntnisse* einander entgegensetzt; und es ist keine der kleinsten Sophistereyen, wodurch man alle Untersuchung über den Werth der Gelehrsamkeit verwirrt oder verhindert hat, daß man sich dieses Gegensatzes bedient, um sie als etwas *nicht Gemeinnütziges* darzustellen. Es versteht sich von selbst, daß dieser Gegensatz, bey Auffindung des Begriffs, in gar keinen Betracht kommen dürfe, da er schon zum voraus über den Werth der Sache entscheidet, ehe es noch ausgemacht ist, ob die Gelehrsamkeit nichts Gemeinnütziges sey. Wir werden also den Begriff der Gelehrsamkeit auf einem andern Wege suchen müssen.

Vielleicht giebt es keinen Begriff, der, aus so vielen Ursachen, über die sich allein eine ganze Abhandlung schreiben liefse, so schwankend und noch so wenig genau bestimmt wäre, als dieser. Indes, so sehr auch die Gränzen durcheinander laufen, wodurch Handwerke, Künste und Wissenschaften geschieden werden sollen; so gewiß es ist, daß auch zu Handwerken eine Art von Wissenschaft gehört,
wenig-

wenigstens dabey stattfinden *kann*; daß der Künstler, selbst der Handwerker, oft gelehrte Kenntnisse hat, und dieser dadurch das Handwerk zur Kunst, und jener die Kunst zur Wissenschaft erhebt, wie man im Gegentheil Gelehrte genug findet, die nichts als handwerksmäßige Kenntnisse haben; so wenig man also auch durch den bestimmtesten Begriff von Gelehrsamkeit jedem ein Genüge thun wird: so muß es doch etwas geben, wodurch sich Gelehrsamkeit bestimmt von Handwerken und Künsten aller Art unterscheiden läßt, weil der Gebrauch in den Sprachen aller cultivirten Völker einen Unterschied zwischen diesen verschiedenen Beschäftigungen eingeführt hat. Unstreitig sind Handwerke, Künste und Wissenschaften besondre Arten der *Cultur*, oder eine gewisse freywillige Anwendung der Seelenkräfte zur menschlichen Glückseligkeit, welche Anwendung eine freywillige, d. i. aus eigner Trieb herrührende Vervollkommnung dieser Kräfte voraussetzt. Gehen wir also mit unsrer Bemerkung dem Gange nach, den die *Cultur* der Menschen überhaupt und deren allgemeinere Grade genommen haben: so ist zu hoffen, daß sich auf diesem Wege das finden lasse, was den wesentlichen Unterschied zwischen Wissenschaften auf einer, und den Handwerken und Künsten auf der andern Seite, zwischen den Gelehrten und dem Volk (im weiten Verstande,) macht.

So lange sich der Mensch noch in seinem ganz rohem Zustande befindet, beschäftigt er sich, wie in seiner ersten Kindheit, mit nichts, als mit dem bloßen

fsen *Genuß*. Diefs ist ein Stand einer beynahe völligen Trägheit, wo er bloß empfängt, und sich dessen freut, was er in der Natur vorfindet, und was entweder zur Erhaltung oder Verfüßung seines Lebens dient. Die *Mannichfaltigkeit* der Mittel, die zur Erhaltung des Lebens gereichen, der verschiedenen Nahrungsmittel z. B., und wovon der Genuß eines jeden mit einer ihm eignen *befriedigenden* Empfindung verbunden ist, nebst dem *angenehmen* Gefühl, das *daraus* entsteht, wenn der Mensch nicht bloß seine Nothdurft befriedigen, seinen Hunger und Durst stillen, seine erschöpften Lebenskräfte durch Ruhe wieder herstellen, kurz, bloß gewisse unangenehme Empfindungen, die das Gefühl des *Bedürfnisses* erregt, abwahren, sondern sich auch noch überdies *angenehme* Empfindungen verschaffen kann; diese *Mannichfaltigkeit*, sag' ich, und dieses Gefühl des *Angenehmen*, erweckt bey ihm nach und nach den Begriff des *Vergnügens*, im Gegenßatz gegen die bloße *Befriedigung der Nothdurft*, und erregt zuerst den Trieb, sich nicht bloß zu erhalten, sondern sich auch das Leben bequem und angenehm zu machen. Er sieht indess bald, daß ihm dieses *Vergnügen* oft verbittert wird, *es sey* durch Umstände, die sich oft erst hinterher einstellen, und ihm mehr unangenehme Empfindungen verursachen, als der vormalige Genuß ihm Vergnügen machte, durch Krankheiten z. B., die er sich durch Uebermaafs zugezogen hat; *oder* es sey schon bloß dadurch, daß er oft die gewohnten Vergnüungen entbehren muß, und daß sich ihm dasjenige nicht

von

von selbst darstellt, was ihm ohnehin diese angenehmen Empfindungen gewährte.

Eben so, wie mit den *Vergnügungen*, geht es ihm auch mit den *nothwendigen Bedürfnissen* des Lebens. Er sieht bald, daß, was er zu deren Befriedigung braucht, ihm nicht immer gleich in die Hände kommt, daß es ihm oft durch Zufälle entzogen oder zerstört wird. Indem er das, was sich ihm auch von selbst darbietet, genießen will, bemerkt er bald, daß er sich doch darnach umsehen, die Hände darnach ausstrecken, sich bewegen müsse u. s. w., fühlt also in sich gewisse Kräfte, wodurch er sich selbst verschaffen kann, was ihm fehlt; fühlt, nach öftern Erfahrungen, daß er Manches, woraus er sonst keinen Vortheil zu ziehen wußte, daß er z. B. den Pelz gewisser Thiere zu seiner Bedeckung brauchen, daß er gewisse Zufälle, wie das Eintreten der rauhen Witterung zu gewissen Zeiten, vorhersehen und *womit* er sich dagegen verwahren könne; sieht immer mehr, wie gewisse Dinge immer bey einander sind oder immer auf einander folgen; fängt an aufirerkfamer zu werden, zu vergleichen, Aehnlichkeiten, Zusammenhang zu entdecken. So erwacht unvermerkt der Trieb zur Selbstthätigkeit, wird immer stärker, je mehr er den Gebrauch seiner Kräfte durch den Erfolg, wenigstens durch die *Hoffnung* eines guten Erfolgs, belohnt sieht; und, indem er immer mehrere Entdeckungen macht, sich durch sie immer mehr im Stande sieht, seine Bedürfnisse zu stillen, unangenehme Zufälle abzuwenden, und sich sein Vergnügen zu vervielfältigen, so wächst

wächst das Vergnügen an Kenntnissen und Nachdenken, und wird ihm Antrieb, immer durch Anstrengung seiner Kräfte vorwärts zu gehen.

Bey dieser allmählichen Entwicklung der Kräfte des Menschen können ihm einige Bemerkungen nicht entgehen, die ihn nach und nach zur Kenntniß und Werthschätzung höherer Kräfte und würdigerer Gegenstände führen müssen. *Erstlich*, daß es nicht bloß körperliche Dinge gebe, die seine Sinne rühren, sondern auch überfinnliche, die sich bloß durch ihre *Wirkungen* verrathen, oder bey angestellter *Vergleichung* der Dinge offenbaren, welches ihn nothwendig auf nothwendige und zufällige Eigenschaften, auf Verhältnisse, Zusammenhang, Gesetze, wonach alles erfolgt, und überhaupt auf allgemeinere Begriffe, leiten muß. *Zweytens*, daß er noch ganz andre, als bloß körperliche Kräfte habe, und durch den Gebrauch seiner Seelenkräfte, durch Beobachtung, Vergleichen, Ueberlegen und darin gegründete Entschliessungen, seine Nothdurft und sein Vergnügen weit mehr, als durch allen bloßen *Genuß* und Auffangen der Eindrücke von Dingen aufser ihm befördern, ja ohne diese Seelenkräfte und deren Anwendung und Vervollkommnung, nicht einmal seine nothwendigen oder zufälligen Bedürfnisse hinlänglich befriedigen könne. *Drittens*, daß die Uebang dieser Seelenkräfte, ihr wohl überlegter regelmässiger Gebrauch und überhaupt ihre Vervollkommnung, ihm eine unermessliche Aussicht zur Kenntniß vieler beehrungswürdigen Dinge, und eine unerschöpfliche Quelle neuer Vergnügungen eröffne

öfne, fo, dafs diefe Cultur des Geiftes, die anfänglich nur darum nöthig schien, damit er fichrer und im grössern Maafs, angenehme sinnliche Empfindungen geniessen möchte, nun auch an sich selbst ihm eine neue Art von Glückseligkeit gewähre, wovon er vorher, als er sich blofs sinnlichen Eindrücken und dem Genufs äusserlicher Dinge überliess, weder Begriff noch Empfänglichkeit dazu hatte. Dafs endlich *viertens* diese Vollkommenheit des Geistes alle jene sinnliche Glückseligkeit weit übertreffe; weil sie *zuerst* die Menge angenehmer Vorstellungen, die nur eine Wirkung des jedesmaligen Zufalles war, und nur das jedesmalige Gegenwärtige geniessen liess, nebst den Mitteln dazu zu gelangen, ins Unendliche *vielfältigt*; *hernach*, weil sie *dauerhafter* ist und ihn in den Stand setzt, sich selbst eine Glückseligkeit zu verschaffen, die nicht vom Zufall abhängt, nicht dem Wechsel der Zeit ausgesetzt ist, und an nichts ausser ihm gebunden ist.

Aus dem, was ich bisher gesagt habe, ergibt sich, dafs alle Bedürfnisse, die der Mensch zu befriedigen findet, entweder *sinnliche* oder *geistige* Bedürfnisse sind. Zu *jenen* rechnen wir alles, was den Körper oder die äusserlichen Verhältnisse angeht, in welchen wir gegen Dinge stehen, die ausser uns sind, und die auf unsre Glückseligkeit einen Einfluss haben können, es mag zur Nothdurft oder zum Vergnügen dienen; alles also, was unsre Nahrung, unsre Bewegung und Ruhe, unsre Verwahrung gegen die Witterung, unsre Gesundheit, unsre gute und üble

Lau-

Laune, äußerliche Sicherheit, Unterstützung von Andern u. d. gl. betrifft. Aber auch unser *Geist* hat seine Bedürfnisse, die oft dringender seyn können, und ihre Befriedigung unentbehrlicher oder doch angenehmer als jene und deren Befriedigung. Es kann ein großes Bedürfnis seyn, daß man von vielen Sachen unterrichtet ist, daß man sie sich lebhaft darstellen kann, daß man sie genau kennt, daß man für Irrthum gesichert ist, daß man richtig vergleichen, Vorstellungen schnell und deutlich verbinden, sicher folgern, schnell sich entschließen kann, daß man ein sicheres und feines Gefühl des Wahren, des Nützlichen, des Guten und des Schönen hat. Alle diese Eigenschaften und Arten unsrer Erkenntnis und unsrer Neigungen gewähren, wenn sie da und in unsrer Gewalt sind, ein großes Vergnügen, schon an sich, weil sie von dem Wachsthum unsrer Vollkommenheit zeugen und uns zur Glückseligkeit reifer und empfänglicher machen, wenn sie auch nicht noch den Vortheil hervorbrächten, daß wir dadurch fähiger werden, äußeres Elend schon zum voraus von uns zu entfernen und uns äußerliche Nothdurft, Bequemlichkeit und Wohlstand zu verschaffen.

Dieser Unterschied zwischen unsern *sinnlichen* und *geistigen* Bedürfnissen und die Verschiedenheit der Kenntnisse solcher Mittel, die zur Befriedigung entweder dieser oder jener zunächst dienen, scheint die Gränzlinie anzudeuten, welche wir zwischen *Gelehrsamkeit* und zwischen *gemeinen Kenntnissen*, zwischen dem *Gelehrten* und *Ungelehrten* ziehen müssen. — Hier kann

kann ich eine Klage über die Unbestimmtheit der Sprachen und über die Beforgniß nicht unterdrücken, daß ich, bey dem Gebrauch dieser Wörter, leicht könnte mißverstanden und dem Vorwurf einer gewissen Partheylichkeit für den gelehrten Stand ausgesetzt werden. Ich bin deswegen schon genöthigt, vorerst ein paar Worte über diese Ausdrücke zu sagen, die den Unterschied des Gelehrten für den betreffen, welchem man eigentlich diesen Namen nicht beyzulegen pflegt.

Der Gebrauch in den Sprachen solcher Nationen, die einen Unterschied zwischen dem Gelehrten und andern ausdrücken, bringt es mit sich, daß man den *Gelehrten* und den *gemeinen Mann*, den Gelehrten und den *Handwerker*, *Künstler* oder *Handelsmann* unterscheide; daß man von diesen Arten von *Ungelehrten* den öffentlichen *Geschäfts-* und *Staatsmann* ausschliesse und ihn doch noch den Gelehrten entgegensetze; daß man jemandem den Character eines Gelehrten beylege, und ihn deswegen noch nicht für einen *weisen oder klugen* Mann, diesen hingegen noch nicht gleich für einen *gelehrten* Mann halte; daß man endlich in einigen Sprachen, in der Französischen z. B., einen Unterschied zwischen dem *Gelehrten* (le savant) und den *Studierten* (l'homme des lettres) mache. Bey aller dieser Zweydeutigkeit der Sprache, bedürfen wir doch auch eines *bestimmten Ausdrucks*, wodurch wir den Gelehrten von allen solchen unterscheiden, die man im Gegensatz gegen den Gelehrten zu nennen pflegt, und es müßte der Begriff eines *Gelehrten*

Phil. Blicke I, B. I. St.

B

und

und der *Gelehrsamkeit* immer in der Rücksicht gezeichnet werden, um ihn dadurch von allen andern unterscheiden zu können, welchen man in der *Sprache* diesem entgegensetzt. Wenn ich also den Handwerker, den Künstler, den Handelsmann, den öffentlichen Geschäfts- oder gar Staatsmann, den weisen und klugen Mann, wie den *homme des lettres* noch von den Gelehrten sondre, und diese alle unter dem Namen der *Ungelehrten*, oder, wenn es weniger anstößig scheinen sollte, der *Nicht-Gelehrten* begreife: so soll dieser letztere Name so wenig etwas verächtliches ausdrücken, als im Französischen *le Peuple* im Gegensatz gegen Gelehrte, das, bey aller Aehnlichkeit des Klangs, ganz und gar nicht den deutschen *Pöbel* bezeichnet; er soll nur gewisse Eigenschaften andeuten, durch die man bewogen worden ist, den Gelehrten noch von andern zu unterscheiden. — Doch weiter zur Sache!

Alles Trachten nach irgend einer Art von Kenntnissen, hat die Befriedigung unsrer Bedürfnisse zum Zweck. Alle Kenntnisse wonach man strebt, in der Absicht, *zunächst* dadurch Bedürfnisse des *Geistes* zu befriedigen, nenne ich *gelehrte* Kenntnisse. Haben Kenntnisse einen gemeinfamen Gegenstand, oder, noch richtiger, betreffen sie Eine gewisse *Art* von Gegenständen, wovon man eine *zusammenhängende* Kenntniß hat: so nennt man den Inbegriff derselben eine *Wissenschaft* oder *Kunst*; und, da man oft Wissenschaften und Künste noch unterscheidet: so würde man den Unterschied beyder *darnach* bestimmen können, ob sie *zunächst* *geistige* oder *sinnliche* Bedürf-

dürfnisse befriedigen. Jene würde man mit dem Namen der *Wissenschaften*, diese mit dem Namen der *Künste* belegen können. Sonach würde der ein *Gelehrter* seyn, der eine Fertigkeit in irgend einer *Wissenschaft* besitzt, der es vorzüglich weit gebracht hat in ein oder mehreren Arten von zusammenhängenden Kenntnissen, die zunächst zur Befriedigung geistiger Bedürfnisse dienen; und *Gelehrsamkeit* wäre denn, Beschäftigung mit *dergleichen* Kenntnissen oder vorzügliche Stärke in denselben. — Ich sehe, daß ich noch einige Erläuterungen darüber geben muß.

Indem ich die Gelehrsamkeit

I) auf Kenntnisse einschränke, die *zunächst geistige* Bedürfnisse befriedigen, gebe ich *zugleich* den Unterschied des Gelehrten vor allen Andern an, die man nicht so nennt, und bestimme den Umfang der Gelehrsamkeit und der verschiedenen Wissenschaften. — Alle die irgend ein Gewerbe treiben, alle schöne und mechanische Künstler, Handelsleute und selbst Männer von Geschäften, beschäftigen sich mit *sinnlichen* Bedürfnissen, welche den Körper und die äußerliche Wohlfahrt des Menschen betreffen. Wenn es auch scheint, daß der Künstler, der diesen Namen vorzüglich verdient, der Mahler, der Bildhauer, der Tonkünstler, für den Geist und dessen Vergnügungen arbeitet, ja, wenn er *wirklich* dafür arbeitet: so ist doch sein *wächster* Zweck, den er erreichen kann und will, Vergnügen der *Sinne*, und er bedient sich als ein wahrer Künstler

ler dieser Wirkung erst als des Mittels, um auch dadurch dem Geiste des Zuschauers oder Zuhörers Nahrung und Unterhaltung zu geben. Und so sehr der Staats- und Geschäftsmann die Absicht haben mag, durch gute Anstalten den Geist der Bürger zu bilden, ihnen Lust zur Ordnung, zum Nachdenken und thätiger Betriebsamkeit einzuflößen, Aufklärung zu befördern, den Charakter des Volks zu verbessern: so ist doch sein *nächster* Zweck, den er durch alle gute Finanz- Polizey- und andre Anstalten erreichen kann, *äußerliche* Wohlfahrt, Sicherheit, Ueberfluß und bürgerlicher Wohlstand. Er kann so gar oft ohne Rücksicht auf Geistesvollkommenheiten handeln; er muß es oft vorhersehn, daß durch jene Anstalten zur äußerlichen Wohlfahrt, selbst die moralische Vollkommenheit zurückgehalten, daß durch erfonnene Auflagen der Geist der Nation niedergedrückt, durch Polizeyanstalten die Betriebsamkeit des Handelmannes geschwächt, durch militärische Einschränkungen der Ausbruch des wahrhaftig patriotischen Geistes, indem er nach dem Willen Anderer gebeugt wird, gehindert werde.

- 2) Wenn ich von Geistesbedürfnissen und Vergnügungen rede: so sieht man leicht, daß ich zu dem Umfang der Gelehrsamkeit eben sowohl *historische* als *philosophische* Kenntnisse aller Art rechne. Der Mensch braucht zur Unterhaltung und Belustigung seines Geistes sowohl *vieler*, als *es gut*

zu

zu wissen, sowohl zu *finden*, oder aus Beobachtung und durch Belehrung von Andern zu lernen, als zu *erfinden*, d. i. durch eignes Nachdenken die Masse und die Vollkommenheit seiner Erkenntniß zu vermehren. Ohne *Erweiterung* seiner Erkenntniß würde er das, was er weiß, nicht vollkommner machen, nicht viele Verbindungen, die die Erkenntniß erweitern, befestigen und brauchbarer machen, einsehen, vieles sehr unvollständig wissen und gegen Irrthum nicht gedeckt, seine Erkenntniß nicht lebhaft und wirksam seyn. Und die *bloße* Erweiterung giebt noch allein keine Sicherheit der Erkenntniß, bildet die Seelenkräfte noch nicht, lehrt noch keine Anwendung und Verbindung, ohne die alle Erkenntniß unfruchtbar bleibt. Freylich können die *historischen* Kenntnisse, sie mögen Sprachen oder eigentliche Geschichte betreffen, bloß mechanisch, aus bloßer Beobachtung oder Unterricht von andern gezogen seyn, so wie philosophische oder eigentlich wissenschaftliche Kenntnisse, ohne jene, sehr dürftig seyn und in unfruchtbare Spekulationen ausarten können. Aber auch Sprachkenntnisse kann der philosophische Kopf in wirkliche Geistesübungen, historische Kenntnisse in die lehrreichste Philosophie des Lebens verwandeln; so wie der Philosoph, unterstützt durch den Reichthum des Schatzes, den ihm Sprachen, Geschichte und bloße Beobachtung

des Lebens darreichen, eben sowohl für unnützen Untersuchungen als für Irrthümern bewahrt bleiben, auf neue Ausichten geleitet und in den Stand gesetzt werden wird, seine Grundsätze und Erfindungen ohne Mißverstand mitzutheilen, bestimmter sie auszudrücken, und sie anschaulicher und fruchtbarer zu machen.

3) Eben darum forderte ich von dem Gelehrten *zusammenhängende* Kenntnisse, ohne welchen Zusammenhang seine Kenntnisse einer gewissen Art weder des Namens einer *Wissenschaft* werth, noch eine Nahrung des *Geistes* sind. Vielleicht hat man durch den Namen eines bloßen homme des lettres, eines bloß *Studirenden*, diese Erforderniß eines *Gelehrten* ausdrücken, und diesen von jenem unterscheiden wollen; wiewohl eben diese Benennung auch oft den Anfänger von dem, der schon weit mehrere Stärke in den Wissenschaften besitzer, oft so gar den Gelehrten ohne öffentliches Amt von dem Gelehrten von Profession unterscheiden soll.

II.

W o v o n

hängt im Allgemeinen und Besondern
die Entwicklung
des menschlichen Geistes ab?

Wer es der Mühe werth findet, über die Entwicklung des Menschen sowohl, als über die nach und nach entstandene gesellschaftliche Verbindung nachzudenken, dem muß diese Frage einen interessanten Stoff zu einer angenehmen und lehrreichen Untersuchung gewähren. Folgende kurze Bemerkungen geben vielleicht einige Veranlassung, die Aufmerksamkeit des denkenden und forschenden Jünglings auf diesen Gegenstand näher hinzulenken, und länger dabei festzuhalten.

Wenn dringendes Naturbedürfnis etwas zur Entwicklung des Menschen beygetragen hat, so sind doch, meines Erachtens, nur einige *körperliche Geschicklichkeiten* instinktartig dadurch erweckt und in Regsamkeit gebracht worden. Die Qualen des Hungers treiben den Naturmenschen zwar zu gewissen körperlichen Bemühungen an, diesen unangenehmen Zustand von sich zu entfernen; das Gefühl seiner Schwäche, die Furcht vor einem schrecklichen wilden Thiere verschafft ihm die Schnelligkeit im Laufen, Fertigkeit im Klettern und andere ähnliche Geschicklichkeiten; Kälte, Frost, die äußerste Unbe-

B 4

hag-

haglichkeit, vielleicht selbst erst Krankheit, treiben ihn unwillkürlich an, eine Höhle, oder irgend einen Schutz und eine Erleichterung dieser Art zu suchen; aber zum Nachdenken und zu eigentlicher Thätigkeit bringen ihn diese Bedürfnisse und Unvollkommenheiten nicht.

Der *Feuerländer* sitzt in seiner Hütte und die rauheste Witterung bringt ihn nicht auf die Erfindung, wie *Forster* bemerkt, seine Hütte umher zuzumachen. Im Stande der rohen Natur verkauft der *Karaibe* sein Bette, sagt ein sehr philosophischer Naturforscher, und erinnert sich erst, wenn es Nacht ist, daß er keins hat, und weint, ohngefähr wie ein anderthalbjähriges Kind, wenn es seinen Finger in einen Ring oder Schlüssel gesteckt hat und nun merkt, daß er darin fest sitzt. In diesem Zustande traf man Menschen an, welche das Feuer nicht kannten, welche nicht über drei zählen konnten, und sonst, ohne einige Vorstellungen von der Vergangenheit oder Zukunft, in einer beinahe viehischen Dummheit dahin lebten.

Dampire fand auf einer Insel Menschen, deren einzige Nahrung, an der Luft gedorrte, Fische waren; die keine Sprache hatten, wenn man nicht etwa einige, dem Gegluchze der Truthähne ähnliche Töne so nennen will. *Büffon* beschreibt die Lebensart eines Theils der *Azzumäer*, welche gänzlich wie das Vieh leben, sich von Kräutern nähren, nackend laufen und sich ohne alle Wahl und Rückficht mit einander vermischen. *Garzillasso della Vega* schildert in seiner

ner

ner portugiesischen Geschichte ähnliche Kinder der Natur, die von ihr eben so stiefmütterlich gehalten werden, und *du Pau* macht eine gleiche Schilderung von verschiedenen amerikanischen Menschenarten.

Der Amerikaner, sagt er, ist weder tugendhaft, noch ein Bösewicht. Die Zaghafteigheit seiner Seele, die Schwäche seines Geistes, die Nothwendigkeit sich Nahrung zu verschaffen und seine dringendsten Bedürfnisse zu befriedigen, die Einflüsse des Klima bringen ihn, ohne daß er es selbst gewahr wird, zu der unthätigsten Stumpfheit des Geistes. Sein angenehmster und behaglichster Zustand ist, gar nichts zu denken, in der ungestörtesten Unthätigkeit zu bleiben, wenn sein Hunger gestillt ist, sich um nichts zu bekümmern und den größesten Theil seines Lebens zu verschlafen. Er hat keine Sorge, als die Nahrung zu suchen, wenn ihn der Hunger quält; er würde sich keine Hütte bauen, wenn ihn nicht Kälte und Unfreundlichkeit der Witterung dazu nöthigte; er würde die einmal gebaute Hütte nie verlassen, wenn ihn nicht Noth und Hunger aus derselben zögen. Also allein durch die qualvolle Schule der drückendsten Unvollkommenheit lehrt die Natur, und was sie lehrt, ist nur körperlich, wie die Gefühle des Bedürfnisses. Der rohe Naturmensch bleibt ein unmündiges Kind bis er stirbt. Seine Seele deckt Dumpfheit und Schlummer, die Vernunft beginnt nie sich zu entwickeln, kann also nie in diesem Zustande zur Reife gedeihen.

Jemehr aber die Menschen sich in Gesellschaften vereinigen, jemehr sie sich von der ersten, mit den Thieren gemeinschaftlichen Naturlebensart entfernen, desto leichter wird es ihnen, ihre Kräfte auszubilden und *menschlicher* zu werden. Daher war nicht die Natur, sondern die Gesellschaft die Lehrerin der Menschen, deren Entwicklung immer von einem Volke auf das andere übergetragen wurde. Die Chaldäer unterrichteten die *Aegyptier*, diese die *Griechen* und die Griechen wieder die *Römer*. Daher schätzten diese Völker ihre Gesellschaftstifter auch so sehr, daß sie sie als ihre Schöpfer und Götter verehrten. Die *Perfer* priesen in dieser Rücksicht ihren *Keiomeros* und *Hushang*; bei den Aegyptiern liest man von ihrem *Osiris* und ihrer *Isis*. Die Griechen rühmen ihren *Pelassius*, *Tripolem* und ihre *Ceres*. Dieß waren die Anführer, Häupter und Pfleger, die diese Völker in engere Gesellschaften, und dadurch zum Nachdenken zu Künsten und zum Ackerbau brachten. Auch die Chineser bewahren mit der heiligsten Verehrung das Andenken ihrer ersten Gesellschaftstifter und Lehrer, eines *Fohi* und *Chin-Nang*, und noch mehrere andere Völker sind ihnen hierin ähnlich.

Man hat ordentlich gesehn, sagt ein sehr genauer Beobachter der Menschen, den Menschenverstand, die Liebe zur Gesellschaft und durch sie zu Künsten und Wissenschaften, sich stufenweise von bessere in schlechtere Gegenden verbreiten. Man sahe sie gleichsam ihre Reise von *Persien*, oder dem mittäglichen Asien nach *Aegypten*, von hier durch
Phöni-

Phönizien, in *Griechenland*, von *Griechenland* in *Italien*, von *Italien* in *Gallien*, von daher in *Deutschland* machen. In *Deutschland* nach diesem Verhältnisse so fort, so daß eine Provinz nach der andern aufhörte Eichen zu essen, und in Wäldern und Sümpfen umher zu stecken; nach und nach sich zusammen thaten, diese Wälder auszurotten, diese Sümpfe auszutrocknen und an ihrer Statt feste Wohnplätze zu bauen, wo sie im geselligen Leben, wie edle Steine, sich an einander abschleifen, und so ihren, unter der rauhen Oberfläche, verborgenen Werth bemerkbar machten. Allenthalben zeigte sich die Gesellschaft auf diese Weise als die wohlthätigste Lehrerin der Menschen; sie wanderte von einem Volke zu dem andern, aus einem Himmelsstriche in den andern, von bessern zum Schlechtern, aus dem welcher selbst mit half, zu dem welcher noch geholfen sein wollte, und brachte, wohin sie kam, die Kenntnisse und die Ausbildung des, woher sie kam, mit hinüber.

Das ununterrichtete Kind der Natur bleibt ein *Thier* und entbehrt der Sprache und jeder Art der Geistesentwicklung, die es allein über das *Thier* erheben könnte. Man hat Beispiele genug, auch unter gesitteten Völkern, daß Kinder durch einen Zufall, von ihrer Geburt an, ganz der Natur überlassen gewesen sind, und die als Beweise hier angeführt zu werden verdienen. Doch ich bemerke nur die *M. le Blanc*, die im Jahre 1731 bey *Chalons* in *Champagne* gefunden wurde, und den *Perer*, genannt den wilden Mann, der, wo ich nicht irre, erst vor einigen Jahren

Jahren in England gestorben ist. Bey letztern hat sich, aller nachherigen Bemühungen ohngeachtet, kein vernünftiger Begriff entwickelt, und erstere versicherte öfterer, daß sie in ihrem wilden Zustande, nie eine vernünftige Ueberlegung gehabt habe. Es war, als man sie fand, nichts bei ihr zu bemerken, als eine Entwicklung der Körperkräfte, die zum Theil durch ein dunkles Gefühl des Bedürfnisses entstanden sein mochten.

Das dringende Bedürfnis, dem manche die völlige Entwicklung der Seelenkräfte zuschreiben, ist so wenig fähig dazu; daß es sie vielmehr, wenn sie schon entwickelt und gebildet sind, verwahrlosen und oft gänzlich verlöschen läßt. Der bekannte Schottländer *Alexander Selkirk*, heist es irgendwo, lebte vier Jahre und so viel Monathe allein auf der Insel Fernandez, wohin ihn der unmenschliche Standley ausgesetzt hatte. — Er mußte sich im Laufen üben, da sein Pulver verschossen war. Er erlangte auch endlich darin eine solche Schnelligkeit, daß er eine Ziege erlief. Er mußte überhaupt auf seine Nahrung sinnen, und vergaß darüber Sitten, Wissenschaft und fast seine Sprache. Ohne Zweifel würde sich zuletzt alle seine Denkkraft auf die Erhaschung eines Wildprets eingeschränkt haben. — Ich weiß, sagt *du Pau*, einen Menschen, der um der Verfolgung der Mönche zu entgehn, Europa verließ, und, ich weiß nicht gleich in welchen, Winkel der Erde lebte. Man entdeckte ihn endlich und brachte ihn wieder zurück, aber — er hatte beynahe völlig seinen Verstand verlohren.

Der

Der französische Mathematiker *Mariel* verließ das Geräuschvolle Paris, weil er glaubte seinen Studien daselbst nicht, wie er wünschte, nachhängen und sie ausüben zu können. Um ganz ungestört zu sein, ging er nach *Canada*. Er lebte dort fünf Jahre unter den Wilden, vergaß nicht nur seine Mathematik und übrigen Kenntnisse; sondern seine Seele schien nach und nach ihre ganze Denkkraft verlohren zu haben und in eine kindische Verstandsblödigkeit zurück gesunken zu seyn.

Setzt *Voltaire* und *Newton*, ruft ein Menschenbeobachter aus, zehn Jahre unter die Wilden in eine Einöde, laßt sie ihre Nahrung mit solcher Mühe erjagen und so ängstlich für die Befriedigung ihrer drückendsten Bedürfnisse sorgen müssen: ihr werdet die *Voltaire* und *Newton* in rohe unwissende und sittenlose Menschenthier ausgeartet sehn.

Was nun die besondern Veranlassungen und Hindernisse der Entwicklung der Seelenkräfte betrifft, so sind sie beynahe so mannichfaltig als die einzelnen Individua selbst. Ganz ins innerste Detail hinein zu gehn, würde in infinitum führen, und keine zweckmäßige und sichere Belehrung gewähren können. Was sich unter gewisse Gesichtspunkte bringen läßt, ist vielleicht im kurzen folgendes.

Haller, dieser große Naturkundiger und Philosoph lehrt uns, daß die Entwicklung der Geisteskräfte, sich vornehmlich nach der individuellen Verschiedenheit des Gemüths richte, je nachdem es weicher

cher oder fester, schwerer oder leichter, grösser oder kleiner sey. Von dem mannichfaltigen Verhältnisse des Gehirns gegen den übrigen Körper sagt er, hangen, wie niemand bestreiten wird, die Kräfte der Seele, das Vermögen der Sinne, der leichtere oder schwerere Ursprung oder Eindruck der Begriffe, welche die Sinne oder der Unterricht uns verschafft haben, ab.

Das Gehirn ist nicht fähig, sagt ein anderer philosophischer Arzt, Bewegungen oder Eindrücke aufzunehmen und aufzubewahren, wenn es allzu beweglich ist, wie es denn wirklich die anatomischen Zergliederer, bey neugebohrnen Kindern weich, wie Brei, zerfließend finden. Eben so wirksam auf den denkenden Theil sind die Nerven, die Beschaffenheit des Bluts und andere physische Einwirkungen. Von Seiten unsers Körpers ist sehr viel physisches vorauszusetzen, heisst es irgendwo bei einem Naturforscher, wenn unser Denkyermögen zu einer Entwicklung gelangen soll. Ohne das gehörige Verhältniß des Körpers, ohne eine vortheilhafte Organifazion, eine schickliche Beschaffenheit des Gehirns und der Säfte, ist unsere Seele das unfähigste Ding von der Welt.

Unsere Sinne, um noch einmal Haller für mich reden zu lassen, unsere Sinne, oder alle empfindliche Theile haben ihre Nervenfasern aus dem Gehirne erhalten. Ich empfinde einen äussern Gegenstand, wenn er in den Nerven oder seinen Nervengeistern eine gewisse Erschütterung hervorbringt, welche dem
Ur-

Ursprungsäfte im Gehirne mitgetheilt wird und dort einen gewissen Eindruck verursacht. — Die Abänderung oder Stimmung der Zäfern ist, nach *Weikard* bisweilen stärker, bisweilen schwächer, sie wird seltener oder öfter wiederholt, sie wird also mehr oder weniger anhaltend. In einigen Zäfern wird die Stimmung ehr aufgenommen und hält länger an, als in andern; woher ein Unterschied des verschiedenen Vermögens zu denken rührt. Die Nerven und Zäfern sind mehr oder weniger reizbar, zäher oder krauser, dicker oder schlaffer. Zuweilen fehlen ihnen alle die, zur Entwicklung des Geistes nöthigen Eigenschaften, die Folge davon ist Blödsinn. — Wenn man dies alles zusammen nimmt, so möchte man mit *Descartes* sagen: Unser Geist hängt so sehr von der Beschaffenheit der Denkwerkzeuge des Körpers ab, daß, wenn es Mittel giebt, die Menschen klüger und geistreicher zu machen, diese, meines Erachtens, bei den Aerzten zu suchen sind.

Nichts desto weniger behauptet inzwischen das Klima auch seinen Einfluß und wirkt in den feinsten Nüancen auf die Entwicklung der Geisteskräfte. „Ueberhaupt, sagt ein gewisser Philosoph, hat man ohngefähr aus den Beobachtungen über die Wirkung des Klima folgende physische Gesetze gezogen. Nämlich, jemehr die Länder gegen Norden liegen, desto mehr sind die Menschen, nach Verhältniß stärker, saftreicher, oder von häufigerm Blute; sie sind daher wilder und eines weniger feinen und zum Nachdenken aufgelegten Geistes. Je näher Menschen

sehen gegen Mittag wohnen, desto weniger sind sie zur Tapferkeit und Stärke, sondern zum Scharf Sinne aufgelegt. Die nördlichen Völker haben in Sachen des Gedächtnisses den Vorzug; in Sprachen, Mechanik, Kriegskunst, Staatswissenschaft. Die Nerven ihrer Zunge, die Werkzeuge ihrer Sprache sind roher, träger, daher sie gewöhnlich eine härtere Sprache, häufige einsilbige Worte und Mitlauter haben. Die mittäglichen Völker sind weniger zur Sprach- und andern weitläufigen Gelehrsamkeit geschickt. Sie sind aber spitzfindig, nachsinnend und von einer lebhaften Phantasie, u. s. w. Es ist wohl kein Zweifel, daß das was von größern Erdstrichen gilt, in den kleinsten Provinzen von Schritt zu Schritt verhältnismäßig bemerkt werden könnte, und ein großer Theil der mannichfaltigen Mischung der Charaktere und Abstufung der Fähigkeiten daher erklärt werden müßte.

Staats- und bürgerliche Verfassung haben gleichfalls den größten Einfluß auf Bildung und Entwicklung des geistigen Theils des Menschen. Wenn Gesetzgebung und Erziehung sich mit einander vereinigen und nach einem Plane behandelt werden, dann erhält ein Volk eine dauerhafte Verfassung und schnelle Ausbildung. Bey den Alten gehörte daher die Erziehung und Sorge für die geistige Bildung mit unter die Staatsverwaltung und war nach öffentlichen Staatsgesetzen eingerichtet. Bey den *Spartanern* hatte kein Vater das Recht, sein Kind nach eigenen Grundsätzen oder eigener Willkühr zu erziehen. In einer Monar-

Monarchie würde dieß freylich himmelschreiender Despotismus seyn, in jenem Staate war es freundschaftliche Konvenienz. Der Vater trat von diesem Jahre sein Recht auf das Kind dem Staate ab, für den es nur allein leben und seine Kräfte als Mann verwenden sollte. Sobald die Kinder das siebende Jahr erreicht hatten, wurden sie in gewisse Abtheilungen eingeschrieben und von dem gemeinen Wesen, durch geschickliche Lehrmeister, nach einem genau bestimmten Plane erzogen. *Philosophen* zerstörte diese Einrichtung, er befahl den Eltern, selbst für die Erziehung ihrer Kinder zu sorgen und die große kraftvolle Denkungsart, der immer gleichförmig wirkende Gemeingeist sank, und mit ihm der Glanz der Lacedämonier.

Bey den *Römern* war es ein heiliges Gesetz, daß nach dem zehnten Jahre, kein Jüngling mehr unbeschäftigt auf der Gasse laufen durfte. Die freyen Bürgerkinder fängte man bis ins zweyte Jahr, bis in das vierte wurden sie leicht und gut genährt. Im sechsten Jahre mußten sie lesen, im achten schreiben, und im zehnten die Anfangsgründe ihrer Muttersprache und sofort die übrigen Kenntnisse gemeinsam erlernen. Der Ruhm *Roms* hat so lange gedauert, als man an diese Gesetze hielt, und nirgends hat es blühendere und am Leib' und Seele kräftigere Menschen gegeben, als bey den Lacedämoniern und Römern. Wo aber dieß allgemein auf ein Volk wirken soll, da muß eine allgemein festgesetzte, sich auf alle Provinzen erstreckende gleiche Regierung und

Phil. Blicke I, B. I, St. C Staats-

Staatsverwaltung statt finden. Daher glaube ich, daß in Deutschland, wo dies nicht ist, wo aus den verschiedenen kleinern und größern Monarchien und Republiken die Menschen durch einander strömen, eine allgemeine und gleichförmige Ausbildung, schwerer als irgendwo zu bewirken ist. Wie man denn auch hier den Grund zu suchen hat, daß unter uns Patriotismus, Nationalgeist und dergleichen allgemeine Charakterzüge so sparsame und seltene Erscheinungen sind. Durch die Erziehung kann nicht im Allgemeinen mit Erfolg gewirkt werden, wenn nicht der Staat und die Regierung mit Hand anlegen. Die Verschiedenheit hierin bringt auch eine Verschiedenheit darin und durch sie hervor.

Als eine Hauptfache sind wohl allerdings herrschende Vorurtheile in der Religion und der Volksdenkungsart bey dieser Untersuchung mit in Erwegung zuziehen. Im Orient, sagt ein in Ansehn stehender Philosoph, hält man hie und da die Vernunft für ein gefährliches Geschenk der Götter und ehrt die Narren, als Lieblinge der Vorficht, denen eben deswegen dies gefährliche Geschenk verfährt sey. Ein Faquir hat denen Kindern, die er unterrichtet, seiner Meinung nach, die segensreichste Offenbarung übergeben, wenn er ihnen innerhalb der kurzen Zeit, von fünf bis sechs Jahren in den Kopf setzt, daß der Gott Fo den Menschen in Gestalt eines weißen Elephanten erschienen sey, und das Kind, wenn es dies nicht glauben wolle, nach seinem Tode so viel tausend Jahre lang gepeitscht werde. — Dem Perferkinde erzählt man, daß

dafs der grofse *Hali* für sie alle gekommen sey; dafs die ungläubigen Türken und andere Religionsverwandte, am Tage des Gerichts denen Juden als Esel dienen müßten, um sie in vollem Trabe in die Hölle zu bringen.

Die öffentlichen und heimlichen Einflüsse solcher *Derwische* und *Faquirs*; — werden sie nur allein in dem Oriente empfunden? — nur allein in dem Oriente Deutschlands? — Und wird der Aufklärer etwas ausrichten, wenn er sie, mit der Geißel in der Hand, austreiben will? — Gewifs keine geringe Kunst, selbst solche Begriffe aufzufassen, zu benutzen, und aus dem Unsinne die Vernunft, wie den Funken aus dem Kiese hervorzulocken.

Dürfte ich doch hier nicht des Adel - Bürger- und Bauernstolzes (dreyer Benennungen einer und derselben Sache), der Rangsucht, Eitelkeit, des Neides, des Interesse, des Leichtsinns, der knechtischen Denkungsart und anderer diesen ähnlichen Plagegeistern der Menschheit erwähnen, deren Verbreitung so allgemein, und deren Entwicklung so mächtig ist. Wer wagt es zu hoffen, dafs sie durch eine gewaltfame Revolution könnten ausgerottet werden? — Wer wagt es nur zu hoffen, dafs diese Vorurtheile unter der Hand so könnten untergraben werden, dafs sie, wenn auch ein Jahrhundert darüber hinginge, nach und nach stückweise, von sich selbst einstürzten, bis am Ende einzelne Trümmer nur dem Antiquar mehr kenntbar, bekannt und merkwürdig blieben.

Nichts ist überhaupt mislicher und schwerer, als für die Menschenentwicklung sich gewisse allgemeine Regeln und Grundsätze abstrahiren und befolgen zu wollen, denn sie werden mehr als zu oft durch Zufälle getäuscht und gänzlich untauglich gemacht. Zufälle können in dem Gehirne, sagt ein berühmter Arzt, eine physische oder sittliche Aenderung machen, die man durchaus vorher nicht erwarten konnte. Sie können auf die flüssigen und festen Theile desselben so sonderbar wirken, daß durch einen Fall auf den Kopf z. B. die vortheilhafteste Veränderung in dem Denkvermögen vorgeht. Auf tausendfache andere Weise können sie unmerkbar auf unsere sittliche Entwicklung und die Stimmung unsers Charakters wirken. So, führt *Helvetius* an, beschädigte ein wälcher Hahn den im Hofe spielenden Knaben *Loileau* an einem der wichtigsten Theile seines Körpers, wovon er lebenslang eine sehr unangenehme Beschwerlichkeit beybehält. Aus diesem kleinen Umstande entspann sich seine übertriebene Strenge gegen das weibliche Geschlecht und alle Freunde desselben, so wie eben daselbst der erste Keim seines Hasses gegen die Jesuiten entstand; denn durch diese waren zuerst die wälcheren Hähne nach Frankreich gekommen.

V.

III.

III.

Handel und Wandel.

Nichts ist mehr auf mannichfaltige Weise unter den Menschen ausgebreitet als Handel und Wandel. Unzählich ist die Stufenfolge der Handelsartikel, von dem Menschenhandel, wo der Weiße die Schwarzen und der Braune wieder die weißen Mitbrüder, wie das Vieh zu Markte treibt, bis zu dem Schwefelhölzlerkram, da man Hunderte für einen Pfennig ersehen kann.

Handlungsgeschäfte werden vielleicht unter allen Beschäftigungen am eifrigsten, behutsamsten und listigsten betrieben, von dem Verkaufe und Vertausche ganzer Länder und ihrer Einwohner, bis auf den Maienkäfer-Handel der Knaben im Frühlinge. Der Handel macht den Einfältigen, erfindsam; den Treuherzigen, verschlagen; den Trägen, thätig. Wer ist beredtsamer, als der Kaufmann? wer ist geduldiger, gefälliger, als er? — Wer weiß mehr die Herzen der Menschen zu gewinnen und ihre Schwächen auszuforschen? — Wer begiebt sich muthiger in Gefahren und wer beweist mehr Gleichmuth darin? wer behält mehr Gegenwart des Geistes, als der Kaufmann? —

Handel ist im Guten und Bösen durch die ganze bürgerliche Gesellschaft verwebt, und alle Verbindungen derselben, sind im Grunde nichts anderes, als *Kaufkontrakte*. Der Fürst verspricht seinen Schutz

und seine Fürsorge, gegen baare Bezahlung des Gehorsams der Liebe und der — Abgaben seiner Unterthanen. Jeder Staatsbediente verkauft dem Fürsten und Staate seine Dienste für Sold und Ehre, Nachruhm und Denkmähler. Der Gelehrte treibt mit seinen Kenntnissen Wucher; der Kandidat geht mit seinem Unterrichte haufiren und der Pädagoge hängt ein Schild aus: *allhier ist gute Erziehung für billige Preise zu haben.* *) Es giebt allenthalben in der Christenheit Mönche, die mit Vergebung der Sünde handeln und Heilige, die sich für ihre Gebete bezahlen lassen. Wer nichts weiter hat, der verhandelt sich selbst an einen Compagniechef, oder schleppt den Ballast seines unglücklichen Lebens nach Amsterdam, um es; einem Seelenverkäufer als brauchbare;Fracht für einen Ostindienfahrer zu überliefern. Geht es vollends zum Ende, so läßt er sich von einem Anatomiker seinen Leichnam voraus bezahlen, und ein gewisser Geizhals soll fogar mit den Würmern, die Luft haben würden, sich im Grabe aus seinem Leichname ein Gastmahl zu bereiten, haben einen Akkord machen wollen. Ja, Manche sprechen noch immer mit Schrecken und Entsetzen davon, daß es ehemals Menschen gegeben habe, die an den Teufel ihre und anderer Seelen verhandelt hätten und behaupten, daß

*) Nicht nur in England, sondern auch in manchen großen Städten Deutschlands im buchtstäblichen Verstande wahr. In Hamburg z. B. lieft man über mehr als einer Thür: *allhier ist auch ein Philantropin.*

dafs dieser Handel, für dies Leben einträglich genug gewesen sey, aber ein Ende mit Schrecken genommen habe. —

Alle diese Menschenarten bieten und preisen auf gut kaufmännisch ihre Waaren an, und haben ihre Mäkler, die für sie verfahren; ihnen Absatz verschaffen, ihnen Verbindungen, Correspondenten und Kundleute erwerben. Auch diese treiben mit ihrer Gefälligkeit und Dienstfertigkeit Handel, und in aller Munde findet man das Sprichwort: *eine Hand wäscht die andere.*

Daher kann man fast im eigentlichsten Verstande alles kaufen und durch Handel und Wandel an sich bringen; Nahrung und Kleider, Ahnen und Adel, Gönner und Freunde, Aemter und Würden, Verdienste und Ruhm, Tugend und Liebe. — —

Aber freilich muß dies zuweilen auf Schleifwegen geschehn und wer die nicht kennt, oder nicht brauchen will, der muß oft alles dies entbehren. Doch wohl dem, der Kraft genug hat — *entbehren zu können*, wenn er diese Herrlichkeiten nicht anders, als um Geld, Lügen, Schmeichelei oder noch ärgere Niederträchtigkeiten an sich bringen kann! — Warlich, der Preis ist zu hoch! Wäre um eine einzige Niederträchtigkeit ein Königreich feil — ich würde den Käufer bedauern, der sich berücken liesse, er ist sicher *betrogen.* —

Sei immerhin dürftig, Jüngling; wenn andere neben dir sich reich *betrügen*; sei ohne Amr, wenn andere sich hinauf *betteln*; verschmerze getäuschte

Hoffnungen, wenn andere die Erfüllung *erschmeicheln*, entbehre den gnädigen Händedruck, den ein anderer dir gegenüber *erkriecht*! — *Hülle dich in deine Tugend!* und suche einen Freund und dein täglich Brod. Bist du, auf diese Weise, mit Ehren grau geworden, so segne Gott, und stirb! — Der Tod ist *umsonst!* das Einzige, was in der Welt umsonst ist! —

V.

IV.

Römischer Luxus.

Einfache Sitten und Frugalität waren das Eigenthum jener biedern Römer, die die Größe ihres Staats gründeten. Zu den Zeiten der *Curier*, *Fabricier* und *Quinctier* gieng man oft vom Pflug in den Senat, und aus dem Senat an den Pflug — und doch waren das die Männer, welche große Reiche unterjochten, indem sie mit eben der Rechte die Waffen führten, mit der sie den Pflugschaar lenkten. Das waren noch goldne Zeiten — damals war Rom die Beschützerin aller Tugenden. Man ehrte nichts mehr als Rechtschaffenheit und Gradheit. Unerlöschlich war die Seele eines *Fabricius*, und vieler andrer. Denn noch war der Römer frey von schändlichen Begierden, frey von Habfucht und Verschwen-

schwendung. Daher die allgemeine Bewunderung, Hochschätzung und Ehrerbietung, womit alle Völker erfüllt wurden, wenn sie den Namen *Römer* hörten. Zu diesen Zeiten war es, wo der Senat dem Cincas eine Versammlung von lauter Königen zu seyn schien, und wo ein Antiochus es nicht eher wagte aus dem Kreise zu treten, den Popillius mit seinem Stabe um ihn beschrieben hatte, bis daß er in tiefster Unterwürfigkeit sich erklärt hatte: *Faciam, quod censeat senatus* *). Aber als Rom die Beherrscherin der Welt wurde, als alle Reichthümer, Schätze und Kostbarkeiten ihm zu Gebote standen, da stieg bey eben den Römern, die sonst Muster der Frugalität und der Selbstbeherrschung gewesen waren, der Luxus zu einer solchen Höhe, daß man gewiß bey keinem andern Volke eine so ausschweifende Pracht, und eine so unsinnige Verschwendung antreffen wird. Es ist wohl der Mühe werth ein Gemälde dieses verderblichen Luxus zu entwerfen, wozu ich hier einige Züge aus der häuslichen Lebensart der Römer mittheilen will **).

Der zweyte punische Krieg war der entscheidende Zeitpunkt, wo die bisher frugalen Römer von
 C 5 ihrer

*) Livius l. 45. c. 12.

**) Man vergleiche hier, besonders über den Ursprung des römischen Luxus, *Hrn. Meiners Geschichte des Verfalls der Sitten und der Staatsverfassung der Römer*, Leipzig 1782. Ueberdies *Mewsius de luxu Romanorum*, und *Stanisl. Kobierzycki de luxu Romanorum*. Beyde Schriften stehen im 8ten Theil des *Theaurus Rom. Ant.* von Grävius.

ihrer strengern Lebensart nachliefsen, und durch die Bekanntschaft mit den Griechen sich zwar zu mildern Sitten, aber auch zur griechischen Weichlichkeit gewöhnten. Die Sieger nahmen die Sitten der Besiegten an. Marcellus war der erste, der nach der Eroberung von Syracus griechische Statuen, Gemälde, und andre Werke der Kunst nach Rom brachte, und dadurch den Glanz seines Triumphs erhöhte. Diefs, sagt Livius, war der Zeitpunkt, wo man zuerst anfing die Kunstwerke der Griechen zu bewundern *) — und die spätern Feldherren machten sich's von nun an zur Pflicht, Rom mit Kunstwerken aller Art und von allen Enden der Welt zu bereichern. Diese Kostbarkeiten waren es, von denen Cato sagte: Ich fürchte, diese eroberten Schätze werden unfre Eroberer werden und den Römern, ihren Herren, das Joch der Knechtschaft auflegen **). Von dieser Zeit an wanderten die langbärtigen Philosophen eben sowohl als die geschicktesten Köche schaarenweise aus Grie-

*) Liv. I. 25. c. 40. Herr Meiners setzt den Anfang des Luxus und der Verderbnis der Sitten später, als diese Stelle des Livius anzudeuten scheint. Ich an meinem Theil glaube, daß Livius Recht hat, und daß das Ende des 2ten punischen Krieges und die zunächst darauf folgenden Jahre, den Uebergang zur Sittenlosigkeit und Verschwendung ausmachten.

**) Liv. I. 34. c. 4. *Et plus horreo, ne illae nos res magis ceperint, quam nos illas* in der vortrefflichen Rede für das Oppische Gesetz,

Griechenland nach Rom, und überschwemmten diese Stadt mit geistlichen und leiblichen Gütern. Die Römer erkrankten immer mehr und mehr an der Gräcomanie, so wie unser Vaterland vor kurzem an der Gallomanie. Ja, man kam endlich so weit, daß in der feinen Welt nichts als *Griechisch* gesprochen wurde, und daß die Römischen Damen sich piquirten, ihre Muttersprache weniger zu verstehen, als die Sprache des Auslands.

Hoc fermone (Graeco) pavent, hoc iram, gaudia, curas,

Hoc cuncta effundunt animi secreta. — —
sagt Juvenal in der sechsten Satyre.

Doch nicht die Griechen allein waren in den Künsten der Verschwendung und des Luxus die Lehrmeister der Römer. Die Asiaten hatten keinen geringern Theil daran, und vollendeten das angefangene Werk. *Asiatische* Pracht, *asiatischer* Luxus sind zum Sprichwort geworden. Asien war unter den drey damals bekannten Welttheilen der reichste und anmuthigste. — Es ist gleichsam das Vaterland des Luxus. Man denke nur an das Gold des Midas, an die Schätze des Cröfus und an die weibliche Zärtlichkeit eines Sardanapalus. Die Griechen wurden durch die Jonier an asiatische Pracht und Weichlichkeit gewöhnt. Die Römer eroberten Asien und berauschten sich ebenfalls aus dieser narkotischen Quelle, sie versanken in schlaffe Unthätigkeit und in knechtische Furcht, die von jeher die Gefährten des Luxus gewesen sind. Ein Volk, das sonst bey dem

Na-

Namen *König* für seine Freyheit fürchtete, schmiegte sich nach dem Beyspiel Asiens in die Fesseln des schrecklichsten Despotismus, und schmeichelte seinen Henkern mit orientalischem Slavensinn. Die Arnee des Manlius Vulso, welche siegreich aus Asien zurückkehrte, brachte diese Pest des Auslands nach Rom. Diese war es, sagt Livius, B. 39. C. 6. „Die
 „zuerst Ruhebetten aus Metall *), prächtige Tep-
 „piche, Vorhänge, und andre gewirkte Arbeiten
 „nach Rom brachte. Von der Zeit an mußten Sän-
 „gerinnen, Sambucistrien **) und Tänzer die Freu-
 „den des Mahls erhöhen. Die Mahlzeiten selbst be-
 „reitete man sorgfamer und köstlicher: ein Koch,
 „der sonst ein gemeiner Slave war, stand nun in
 „großer Achtung, und was ehemals ein Handwerk
 „gewesen, wurde nun zu einer Wissenschaft erho-
 „ben. Doch das was man jetzt sah, war nur die
 „Ausfaat zum künftigen Luxus.„ So waren auch
 kurz vorher die Soldaten des Scipio Asiaticus, der den Antiochus in *einem* Treffen besiegte, mit reicher Beute zurückgekehrt. Denn das Heer des Antiochus strahlte

*) Pompejus brachte in der Folge so gar drey Ruhebetten aus massivem Golde aus Asien mit — gewöhnlich aber pflegten die Füße der Ruhebetten bey den reichern Römern von Metall zu seyn,

**) *Sambuca* war ein nicht genug bekanntes musikalisches Instrument, in Gestalt eines Triangels, das mit längeren und kürzeren Saiten bezogen war. *Sambucistrien* sind Frauenzimmer, die auf der *Sambuca* spielen,

strahlte in Gold und Silber — die Soldaten trugen
 goldene Nägel unter den Schuhsohlen, und hatten
 so viel silberne Gefäße bey sich, als wenn sie nicht
 zur Schlacht, sondern zu einem festlichen Mahle aus-
 gezogen wären. — Die Armee war 80000 Mann
 stark, und dieser folgte ein Tross von 300000 Men-
 schen, Köche, Becker, Tänzer und andre Werk-
 zeuge des Luxus. Hannibal antwortete daher sehr
 sinnreich, als Antiochus bey der Musterung seines
 Heers ihn fragte: ob diese Anstalten wohl groß ge-
 nug seyn möchten wider die Römer? „O ja, ich
 „denke das alles wird wohl genug seyn für die Rö-
 „mer, ob sie gleich sehr habfüchtig sind.“

Alle diese Kostbarkeiten wurden ein Raub der
 Römer, und der römische Soldat liefs sich durch
 orientalische Weichlichkeit verderben. Die ferneren
 Kriege und Eroberungen der Römer in Asien, die
 Verlassenschaft des reichen Attalus, der ihnen seine
 Länder vermachte, und die Feldzüge eines Sulla,
 Lucullus und Pompejus wider den Mithridates voll-
 deten die Einführung der asiatischen Pracht — und
 mit den Schätzen Asiens wurden auch zugleich seine
 Laster nach Rom verpflanzt. So rächte sich Griechen-
 land und Asien an seinen Unterdrückern durch das
 langsam schleichende Gift verdorbener Sitten — und
 Roms Gröfse ward endlich unter dem Schutt des er-
 pfeften Goldes, und seiner geplünderten Schätze
 begraben.

So viel im Allgemeinen über den Ursprung des
 römischen Luxus. Ich will nunmehr versuchen
 durch

durch Darstellung einzelner Fälle, und Schilderungen merkwürdiger Sitten, Gebräuche und Moden, das Ausschweifende und Thörichte desselben anschaulich zu machen.

Da die römischen Damen an der Verdrängung der einfachen Sitten den größten Antheil hatten, so wie es; denn gewöhnlich in einem jeden Staate der Fall zu seyn pflegt, daß Pracht und Verschwendung vom weiblichen Geschlecht ausgehen, so sind wir es der Ordnung und der Gerechtigkeit schuldig, mit ihnen den Anfang zu machen. Es ist in der That unglücklich, mit welchem Ungefüm die Damen gleich nach dem zweiten punischen Kriege die Abschaffung des Oppischen Gesetzes verlangten, welches ihnen die buntfarbigen Kleider untersagte, ihnen nur eine halbe Unze Gold zu tragen erlaubte, und den Gebrauch der Wagen in der Stadt und in der Nähe derselben verbot. Einige Volkstribunen hatten darauf angetragen, dieß Gesetz aufzuheben, wogegen aber viel Widerspruch statt fand. Bei einer so wichtigen Angelegenheit konnten die Römerinnen die Hände nicht in den Schooß legen, sie erschienen selbst auf den Straßen, in der Nähe des Markts, allen guten Sitten und den Verboten ihrer Männer zum Trotz, und baten die Vorübergehenden um die Wiederherstellung ihrer Rechte, und um die Erlaubniß sich anständig zu putzen, da doch der jetzige blühende Zustand der Republik die ehemals getroffene Einschränkung unnöthig machte.

Die

Die Weiber siegten, denn was vermag die weibliche Beredsamkeit nicht? Cato, der damals Consul war, erklärte sich zwar laut genug gegen diese Forderung, noch mehr aber gegen die Aufführung der Weiber, deren Erscheinung auf dem öffentlichen Markte ihm von den schrecklichsten Folgen zu seyn sehien. „Nicht ohne Schaamröthe“, sagt er bey *Liuius* B. 34. C. 2. „gieng ich kurz vorher mitten durch die Schaar der Weiber. Unfre Vorfahren ließen durch Weiber selbst in häuslichen Angelegenheiten nichts geschehen — sie standen unter den Befehlen der Väter, der Brüder und der Männer. Und *wir* lassen sie sogar an Staatsgeschäften Theil nehmen und auf dem Markte in den Volksversammlungen und bey den Comitien erscheinen. — — Laßt diesen unbändigen Geschöpfen (*indomito animali*) und ihren wilden Begierden den Zügel schießen — sie werden nimmer ihrer Ausgelassenheit ein Ziel setzen, wenn ihr selbst es nicht thut. — — — Doch laßt uns jetzt hören, warum sich die römischen Mütter so ängstlich auf den Straßen versammeln — vielleicht uns zu bitten, daß wir vom Hannibal die Gefangenen loskaufen, ihre Väter, Männer, Kinder und Brüder? Nein, ein solches Unglück ist jetzt fern von uns, und müsse es forthin immer seyn. Und doch habt ihr, da es wirklich der Fall war, diese ihren frommen Bitten verweigert. Also nicht Liebe, nicht Zärtlichkeit für die Ihrigen hat sie versammelt — Gottesfurcht war es. Sie wollen vielleicht die Idäische Mutter aus dem Phrygischen Pessinus

„sinus empfangen? Oder was haben sie für einen an-
 „ständigen Vorwand dieses ihres Auflaufs? Um in Pur-
 „pur und Golde zu strahlen, sagen sie, und an festlichen
 „und nicht festlichen Tagen gleichsam triumphirend
 „über das besiegte und aufgehobene Gesetz, und über
 „die euch entrissnen Suffragien, auf stolzen Wagen
 „durch die Stadt zu ziehen, um der Verschwendung
 „und dem Luxus Thor und Thüre zu öffnen., Und
 „am Schluß der Rede heißt es: „Wenn das Gesetz auf-
 „hört dein Aufwand deines Weibes Gränzen zu se-
 „tzen, so wirst du nimmer es können. Glaubt nur
 „nicht, Quiriter, daß die Sache eben so bleiben
 „wird, wie sie war, als man noch kein Gesetz dar-
 „über hatte. Daß der Bösewicht nicht angeklagt
 „wird, ist besser, als daß er losgesprochen wird:
 „und wäre von unserm Luxus nicht die Rede gewe-
 „sen, er würde erträglicher seyn als jetzt, da er gleich
 „einem wilden Thiere erst durch die Fesseln wüthend
 „gemacht ist, und nun in Freiheit gesetzt wird. Ich
 „bin durchaus der Meinung, das Oppische Gesetz
 „darf nicht aufgehoben werden. Uebrigens wünsche
 „ich, daß die Götter einen jeden eurer Entschlüsse
 „mit ihrem Segen begleiten mögen., So nachdrück-
 „lich redete Cato, aber die Römerinnen fanden ein-
 „nen gewandten Fürsprecher an dem Volkstribunen
 „L. Valerius. Stolz auf seinen Beistand fand sich
 „den folgenden Tag eine noch grössere Anzahl von
 „Frauenzimmern ein, welche für die Thüren ihrer
 „Widerfacher belagerten, und nicht eher von dannen
 „giengen, bis sie ihre Einstimmung zur Aufhebung
 „des

des Gesetzes erlangt hatten. Und so erfolgte denn, was Cato geweissagt hatte. Die vorige Einschränkung hatte eine traurige Ausgelassenheit zur Folge, die immer grösser wurde, je mehr die Römer durch ihre Eroberungen mit allen Werkzeugen des Luxus bekannt wurden.

Um nun diesen Verdiensten des römischen Frauenzimmers Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, wollen wir mit ihrem Schmuck, für den sie sich so gar einem Cato zu widersetzen den Muth hatten, anfangen. Ein vorzüglicher Theil des weiblichen Putzes ist fast bey allen Nationen der Haarschmuck. Auch die Römerinnen lehrte der Luxus ihre Haare auf tausendfache Art zu thürmen und zu locken: besonders waren sie große Freundinnen von vielen Flechten, die sich wie Schlangen in mancherlei Krüßen und Windungen auf ihrem Haupte lagerten. Je grösser und verschlungener dieser Wulst war, desto schöner — zu dem Ende bedienten sie sich auch falscher Haare und der Haartouren. Doch herrschte hierinn nicht einerlei Gebrauch, *) Denn wir finden,

dafs

*) *Nec genus ornatus unum est: quod quamque decebit,*

Eligat; et speculum consulat ante suum.

Alterius crines humero jacentur utroque.

Talis es assumpta, Phoebæ canore, Iyra.

Altera succinctæ religetur more Dianæ.

Ut solet attonitas cum petit illa feras.

Sed neque ramosa numerabis in ilice glandes;

Nec quot apes Hyble, nec quot in Alpe ferae;

Nec mihi tor positus numero comprehendere fas est:

Adjicit ornatus proxima quæque dies. Ovid. de arte

Phil. Blicke I. I, St.

D

aman-

dafs ihr Haarputz sich nicht immer so weit von der Natur entfernte — sie liebten auch das flatternde Haar, das nachlässig um Hals und Nacken sich lockt. Man brannte die Haare, wie bey uns, um sie zu kräufeln, und die Slavinnen waren die Schöpferinnen des Kopfputzes der römischen Damen. Diese unglücklichen Geschöpfe mußten sehr oft den minder zierlichen Bau einer Locke mit vielen Thränen und wohl gar mit blutigen Wunden büßen. Denn Grausamkeit und wilde Leidenschaft scheinen die schönen Römerinnen sehr beherrscht zu haben. Ovid spricht von blutünstigen Zofen, die bey den verwünschten Haaren ihrer Gebieterinnen weinen, und oft ihre grausamen Nägel und die Stiche der Haarnadel empfinden müssen. *) Dergleichen hört man doch in unsern Tagen nicht mehr — aber die Sache ist auch für unsre Damen nicht mehr so wichtig — denn wie sehr sie es für die Römerinnen gewesen seyn muß, erhellt unter andern auch daraus, dafs die vornehmsten bey ihrer Toilette eine Anzahl erfahrender Weiber zu Rathe zogen, die gleichsam einen Senat ausmachten. Ueber jede Locke wurde erst die Sentenz gesprochen, wobey die Aelteren und Erfahreneren die erste Stimme hatten.

Auch

amandi l. 3. v. 135 sqq. So konnte man gewifs damals eben so gut ein Modejournal schreiben, als heut zu Tage, und die Abbildungen der Coeffüren römischer Damen, konnten in den Taschenbüchern und Almanachen der damaligen Welt eben so viel Mannichfaltigkeit haben, als bey uns.

*) Ovid. de arte amat. l. 3. v. 239. sq.

Auch das Färben der Haare war damals nicht unbekannt. Goldgelbe und schwarze Haare waren am beliebtesten. Besonders suchten die jungen Frauenzimmer durch goldgelbe Haare zu gefallen. Der heilige Hieronymus gerieth über diese Eitelkeit in solchen Eifer, daß er in einem Briefe an die Laeta in Betreff der Erziehung ihrer Tochter, sich also ausdrückt: du sollst ihr Haar nicht röthen — denn das ist ein Prognostikon des höllischen Feuers. Was würde der heilige Mann in unsern weißgepuderten Köpfen wol für ein Prognostikon gefunden haben?

Ich darf hier die römischen *Petitmaitres* nicht übergehen. Sie äfften jene weiblichen Thorheiten nach, verließen die Sitten ihrer Väter, die ihr beschornes Haupt mit der ehrbaren Toga verhüllten, und hielten einen langen Rath mit den *Tonsoren* *) über die Anordnung ihres Haarputzes. Es war ein trauriger Zeitpunkt für Rom als seine Jünglinge anfangen die Kunst der Haarkräusler und der Salbenverkäufer für wichtiger anzusehen, als den ehrwürdigen Senat, wo der Beifall eines Weibes ihnen mehr galt, als der laute Zuruf eines ganzen Volkes, und wo die Zerstörung einer Locke von unvorsichtigen Händen das römische Blut fast mehr in Wallung setzte, als die Erschütterung der Freyheit durch eine Rotte zügelloser Bürger. Es ist kaum glaublich, was man

D 2

vom

*) Die *Tonsoren* hatten nicht nur das Geschäft den Bart zu scheeren, sondern auch die Beforgung des ganzen Haarputzes.

vom Domitian erzählt, daß er ein Buch über den Haarputz herausgegeben habe. — Indefs war dieser Kaiser in seine eigne wirklich schöne Gestalt verliebt genug, um sich in dergleichen Armeligkeiten einzulassen. Man denke sich den fürchterlichen Contrast zwischen den Zeiten des älteren Cato und eines Domitians. Was kann in wenig Jahrhunderten aus einer Nation werden! Domitian schreibt über das Haarkräufeln, fängt in seinem Pallast Fliegen, und ist — unumschränkter Beherrscher des ungeheuren römischen Reichs. Uebrigens kann ich über den Haarputz der römischen Herren nichts mehr sagen, als daß er eine Nachäffung des weiblichen und einer tausendfachen Veränderung unterworfen war. Sie kräufelten ihre Haare, sie salbten sie, sie färbten sie goldgelb — der Kaiser Commodus puderte sich sogar mit Goldstaub. Er soll aber wenig Nachahmer gefunden haben. So tief fielen Römische Männer. — Weichlinge, Wollüstlinge und Putznarren waren die Nachkommen der Bruter, Fabier und Scipionen. Aber dürfen wir uns wundern? Sitzen die Söhne Herrmanns nicht auch Stundenlang vor der Toilette? Kräufelt der deutsche Mann nicht sein seidenes Haar mit Feuer und Eisen — das sich seinem biedern Ahnherrn in natürlichen Locken um Hals und Schultern ringelte? Die Wohlgerüche unsrer Pomaden, die Puderzöpfe und die Frisuren vieler Herren und Damen sind um nichts besser, als jene römischen Gräuel — unsre gerühmte Aufklärung steuert diesem Mißbrauch nicht: sie läßt ihn vielmehr steigen — denn viele unsrer
Auf-

Aufklärer sind wahre Aristippe — sie duften von Salben und stäuben von Puder. Die Zahl jener unglücklichen Geschöpfe, deren ganzer Wirkungskreis die Peripherie einiger meistentheils hirnloser Köpfe ist, und die ihr künstliches Haargebäude mit jedem Morgen zerstört finden, um es für eine neue Zerstörung von neuem zu bauen — hat sich seit mehreren Jahren fast in allen Städten Deutschlands um ein Beträchtliches vermehrt. Aber darauf richten die Staaten ihre Aufmerksamkeit nicht, wenn sie gleich durch die Einschränkung dieses jämmerlichen Gewerbes einige tausend gesunder, arbeitamer und nützlicher Bürger gewinnen könnten.

Doch ich kehre zu den Römern zurück. An ihren Haarputz mögen sich ihre geschminkten Gesichter anschließen. Beyde Geschlechter verunstalteten dadurch ihre natürliche Farbe — und unsre Zeitgenossinnen dürfen nicht stolz seyn auf den Carmin ihrer Wangen und auf das Himmelblau ihrer Adern, als wäre dies eine Erfindung *ihres* aufgeklärten Jahrhunderts. Sie können von den in dieser Kunst erfahrneren Römern noch manche Belehrung erhalten. Vorzüglich bediente sich das römische Frauenzimmer der *Efelmilch*, womit das Gesicht sorgfältig gewaschen wurde, um ihm seine Weiße zu erhalten und die Haut vor aller Sprödigkeit zu bewahren. Poppäa Sabina, des abscheulichen Nero schändliche Gemahlin, hielt sich zu diesem Behuf nicht mehr als 500 Eitelinnen. Diese bey uns so verachteten Thiere standen damals bey allen römischen Damen in großer Reputa-

tation — denn sie gehörten ordentlich zu ihrem Gefolge, und kein Frauenzimmer vom Stande verließ Rom, ohne sich von diesen Schutzgöttern seiner Schönheit begleiten zu lassen.

Ein andres Mittel, dessen sich die Römerinnen bedienten ihre Reize zu bewahren, war eine Kruste von Weizenbrei, womit sie ihr Angesicht übertünchten. Mit diesen Mehlg Gesichtern, die man sich nicht abscheulich genug denken kann, gingen sie im Hause herum. Die lieben Männer sahen von der schönen Gestalt ihrer Weiber nichts, und waren in Gefahr bey einer zärtlichen Umarmung sich jämmerlich zu befunden, und, wie Juvenal sagt, mit ihren Lippen in der Breytinktur ihrer Enehälften hängen zu bleiben. Sobald sie im Publico erscheinen wollten, wurde dieser Mehlbrey aufs sorgfältigste abgewaschen, wobey die Eselsmilch vortrefliche Dienste that. Da ich bey dieser unglaublichen Erzählung leicht in den Verdacht einer Uebertreibung kommen könnte, so will ich einige Stellen aus dem Juvenal hersetzen, welche die Belege zu dem Gefagten enthalten. In der sechsten Satyre heißt es:

Interea foeda aspectu, ridendaque multo

Pane rumer facies, — —

— — et hinc miseri viscantur labra mariti.

Dafs panis hier Brey bedeutet, schliesse ich aus dem 471. Verse, wo Juvenal sagt: *facies costae filiginis offas accipit*. Dafs auch Männer sich nicht schämten durch diesen Brey ihre Schönheit zu erhalten, beweist Sueton im Otho c. 12. Dieser Otho, war gewohnt, heißt

es,

es, sein Gesicht alle Tage mit Mehlbrey zu über-
tünchen. So sagt auch Juvenal Sat. 2. v. 107. von
ihm, daß er den Ruhm eines großen Fürsten darinn
gesucht habe,

— pressum in facie digitis extendere panem.

Man verstand denn endlich auch in Rom die
Kunst *weiss* und *rosch* aufzulegen, und färbte beson-
ders die Augenbraunen und Augenwimpern schwarz
oder goldgelb. Ovid de arte amandi III. v. 199.
sqq. sagt:

Scitis et inducta, candorem quaerere cera

Sanguine quae vero non rubet, arte rubet.

Arte supercilii confinia nuda repletis,

Parvaque sineceras vetat alta genas.

Nec pudor est oculos tenui signare favilla,

Vel prope te nato, lucide Cydne, croco.

Nicht geringere Aufmerksamkeit verdient die
Kleiderpracht bey den Römern. Ich will mich nicht
in eine umständliche Beschreibung der römischen
Kleidung überhaupt einlassen, sondern nur einzelne
Beispiele der Thorheit und der Verschwendung die-
ser Art dem einfachen und natürlichen Geschmack der
früheren Zeit gegenüber stellen. Als noch Ehrbar-
keit und Tugend der Stolz römischer Matronen wa-
ren, als Häuslichkeit und Arbeitsamkeit den Werth
eines Weibes bestimmten, da webte die Hausfrau für
sich, für ihren Mann und für ihre Kinder die Togen,
die Stolen und die Prätexten. Vor jedermanns Au-
gen saß sie im Atrio vor ihrem Weberstuhl, und
schämte sich nicht ihres emsigen Fleißes. Liebe und

Zärtlichkeit für ihren Gatten führten ihre geschäftige Hand, und war ihre Arbeit vollendet, so legte der ernsthafte Römer mit froher Entzückung die neue Toga um seine Schultern; rühmte seinen Freunden die kunstvolle Arbeit, und fühlte sich gröfser, als seine verdorbenen Enkel in Purpur und Seide. Aber diese Zeiten gingen bald vorüber. — Als Afiens und Griechenlands Schätze den Römern zu Theil wurden, da ekelte den Männern die grobe wollene Toga, und den Weibern der Weberstuhl an — und die alte Simplicität wurde verbannt. Sonst waren Purpur und Gold das Abzeichen tugendhafter um den Staat verdieneter Römerinnen. Coriolans Mutter und Gattin erhielten vom Senat die Freyheit ein purpurnes Gewand und goldne Halsbänder zu tragen *). Sie hatten sich diesen Schmuck durch die Rettung ihres Vaterlandes verdient. Jetzt aber ward es die gemeine Tracht der Präffer und Verschwender — es war nicht mehr Lohn der Tugend, sondern ein Vorrecht der Weichlichkeit und der Wollust. Eine innige Freude ist es, wenn man in diesen Zeiten der Pracht und der Verschwendung einer Römerfeele begnet, die männlich genug ist, bey allem Ueberflufs dem Vorurtheil der Mode zu trotzen, und, des Einflusses der Erziehung und der Gewohnheit ungeachtet, den einfachen Sitten ihrer Väter treu zu bleiben. Darum ist mir Augustus verehrungswerth. Denn Sueton rühmt aufer seiner übrigen frugalen Lebens-

*) Valer. Max. l. 5. de gratitud. c. 1.

Lebensart, auch das von ihm, daß er keine andren Kleider getragen, als solche, die seine Gattin, seine Schwester, seine Tochter oder seine Enkelinnen verfertigt hatten *). Ein vortreffliches Beyspiel, das er seinen verdorbenen Zeitgenossen gab. Wie unsinnig aber vor ihm und nach ihm der Aufwand in Kleidern gewesen, wird man aus folgenden Angaben sehen.

Lucull hatte einen solchen Vorrath von Purpurmänteln oder *Chlamyden*, daß er einst bey einem Schauspiel zur Ausstaffirung des Chors nicht mehr als 200 hergeben konnte. Bedenkt man die Kostbarkeit der Purpurfarbe, die bey der grösseren Consumption merklich im Preise stieg, so daß eine römische Libra derselben zuletzt 200 Gulden kostete, und die Menge der verschiedenen Arten der Kleidung, wovon die Chlamys eine der minder gewöhnlichen war, so muß man über den Reichthum der Lucullischen Garderobe erstaunen, da man ihr eine verhältnißmäßige Anzahl von Togen, Tuniken, Lacernen u. s. w. geben muß.

Aber nicht blos die Menge der Kleider war es, worin der Luxus schwelgte — noch mehr zeigte er sich in dem unermesslichen Werth einzelner Gewänder. Die Farbe und der Stoff derselben bestimmten ihren Werth. Das Conchylum war eine der seltensten und theuersten Farben. Sie wurde aus der Trompetenschnecke (*buccinum*), die nicht mit der

D 5

eigent-

*) Sueton. Aug. c. 73.

eigentlichen Purpurschnecke (*murex*) zu verwech-
 selt ist, zubereitet, und spielte ins Dunkelblaue.
 Die damit gefärbten Kleider hießen *vestes conchyliaræ*.
 Julius Cäsar schränkte ihren Gebrauch auf gewisse
 Stände, Alter und Tage ein *), weil viele römische
 Familien durch diesen unsinnigen Aufwand sich zu
 Grunde richteten. Bekannter sind die Coischen Ge-
 wänder, die wegen ihres unendlich feinen Gewebes
 geschätzt wurden. Sie wurden auf der Insel Cos aus
 den Fäden des Coischen Seidenwurms gefertigt, und
 waren also eine Art feidner Zeuge. Man nannte diese
 Zeuge *bombycina*. — Die Coischen Weiber pflegten sie
 auch mit Goldfäden zu durchwirken. Die allerkost-
 barsten Zeuge der Römer waren die *serica*, von äch-
 ter Seide, welche sie von den Serern, einem indi-
 schen Volke erhielten. — Den Seidenwurm kannte
 man damals in Europa noch nicht. Dieser wurde
 zuerst durch griechische Mönche unter dem Kaiser Ju-
 stinianus bekannt. Die Römer selbst scheinen auch
 geglaubt zu haben, die Seide wüchse bey diesem
 Volke auf Bäumen **). Die Seltenheit und Kostbar-
 keit dieser Zeuge war so groß, daß man ein Pfund
 Seide mit einem Pfunde Goldes bezahlen mußte.
 Diese Coischen und Serischen Gewänder wurden vor-
 züglich von sittenlosen und unkeuschen Weibern,
 d. h. von den meisten, getragen — denn sie waren
 so

*) Sueton in Jul. Caes. c. 43.

***) Statii Epithal. Stellae et Violant. v. 122.

so fein und dünne, daß sie die Reize weiblicher Schönheit nicht etwa versteckten, sondern das Auge nur um so lüfterner machten, je mehr sie dieselben verbergen zu wollen schienen. Daher sagt Seneca im 7ten B. de benef. c. 9. sie wurden deswegen von entfernten Nationen geholt, ut matronae, ne adulteris quidem plus sui in cubiculo, quam in publico ostendant. Petronius nennt sie in seinem Satyricon ein Gewebe aus Luft (ventum textilem) und einen leinenen Nebel (nebulam lineam). Das Allerschändlichste war, daß sogar Männer sich nicht schämten in einem solchen durchsichtigen Nebel zu erscheinen. Ihre Weichlichkeit war so groß, daß ihnen jedes andere Gewand zu schwer wurde. Ihre Väter gingen *geharnischt* und *gepanzert*, und die zärtlichen Enkel fanden die *Toga* beschwerlich und lästig, und kleideten sich in Luft und Nebel.

(Die Fortsetzung folgt künftig.)

H.

V.

Vorerinnerung.

Es wird wahrscheinlich niemand zweifeln, daß die Würdigung ächten Verdienstes und wahrhaft gemeinnütziger Wirkfamkeit mit in unsern Plan gehöre, und daß wir es uns daher angelegen feyn lassen werden, von Zeit zu Zeit, Beiträge dieser Art zu liefern. Wo ist der Schein öftrer und mehr trüglich als hierin und wo kann daher der feurige Jüngling ehr geblendet und irre geführt werden, als gerade hierin. Es ist nicht alles Gold was glänzt, nicht alles Verdienst dem man räuchert und große Wirkfamkeit ist nicht allein an hohe Ehrenstellen gefesselt und nicht immer damit verknüpft. Gewöhnlich aber strebt der Jüngling immer *hoch hinauf* und sein Ehrgeiz versteckt sich hinter dem Vorwande: es sey dort mehr Gelegenheit gutes zu stiften. Das Kind sieht einen Minister mit Sechsen vorüber fahren und sagt nun: ich will ein Minister werden, so kann ich auch mit Sechsen fahren. Der Jüngling aber sieht den Stern auf seinem Brustlatze, die vielen demüthig wartenden Menschen in der Antichambre, die Nähe, in welcher er sich bei dem Fürsten befindet, und nun will er auch Minister werden — weil er dann — so sagt er und sein Ehrgeiz macht ihn schon itzt zum Heuchler, — einen so großen und wohlthätigen Wirkungskreis habe. —

Es ist hier nicht der Ort weitläufig über diesen Gegenstand zu werden, wir wünschen nur vorläufig dar-

darauf aufmerksam zu machen, daß wir Erhabenheit von Verdienst sorgfältig absondern, daß wir das Verdienst allein nach der Art und Weise der Nützlichkeit desselben abmessen, und daß wir diese Wahrheit gern so recht eindringlich predigen möchten: man könne, ohne hoch zu stehen, einen sehr weiten Wirkungskreis sich nicht nur für die Gegenwart, sondern auch auf Jahrhunderte der Nachwelt ausdehnen.

Da wir mit einem Institute in Verbindung stehen, das diese Wahrheit so laut bestätigt, so war wohl nichts natürlicher, als daß wir da, wo wir die Bemerkung hernahmen, auch die Belege und Beweise suchten, die uns denn des unvergesslichen August Herrmann Frankens Leben so reichlich an die Hand gab. Niemand kann daher in diesen Blättern, auch von dieser Seite betrachtet, unter den Beispielen *wirklichen Verdienstes* eher einen Platz verdienen und erhalten als er. In dieser Ueberzeugung ersuchten wir unsern sehr geschätzten Aufseher *Hrn. Professor Niemeyer*, uns, für diese unsre Absicht, einige Beyträge zur Lebensbeschreibung seines ehrwürdigen Vorfahren zu liefern. Er versprach es uns auch. Aber da ihn seine vielen und mannichfaltigen Geschäfte bis itzt verhindert haben, sein Versprechen, seinem und unserm Wunsche gemäß, zu erfüllen, so erlaubt er uns vorerst hier den Anfang eines, *Ueber die Verdienste Frankens in pädagogischer Rücksicht* herausgegebenen, Programms nach eigenen, von ihm selbst gemachten, Veränderungen abdrucken zu lassen. Er berechtigt uns zugleich, unsern Lesern die, ihnen hoffentlich nicht

nicht unangenehme Versicherung zu geben, daß die fernere und ausführlichere Darstellung des Charakters Frankens, besonders seiner unermüdeten Wirkfamkeit und seines großen besonders in seinen Folgen wichtigen Einflusses in Erziehung und Theologie, so wie seine Schicksale, Hindernisse u. s. w. in der Folge von seiner Hand mitgetheilt werden sollen. Dieß wird inzwischen hinreichend seyn, für das Nachfolgende Aufmerksamkeit und Erwartung zu erwecken.

d. Herausg.

Ueber

August Herrmann Frankens Leben und Verdienste.

Dieser Mann, dessen Einfluss auf das öffentliche Schul- und Erziehungswesen in Deutschland nur von wenigen ganz gekannt zu werden scheint, war der Sohn *Johann Frankens*, der zuerst als Syndicus bey dem Domcapitel des Stifts zu Lübeck, und zuletzt bey *Ernst dem Frommen* von Gotha als Hof- und Justizrath stand. Er war noch zu Lübeck im Jahr 1663 geboren, kam aber schon im dritten Jahre mit seinen Eltern nach Gotha, wo er im siebenten Jahre seinen Vater verlor, und erst Privatunterricht, hernach den öffentlichen im dortigen Gymnasium genoss. Er muß emsig studiert und schnell gefaßt haben. Schon im dreyzehnten Jahr rückte er in die obersten Classen, und seine Lehrer erklärten ihn im vier-

vierzehnten reif, die Akademie zu beziehen. Man fand es aber besser, ihn nicht zu früh dieser Laufbahn zu überlassen, und so widmete er noch zwey Jahr dem häuslichen Fleiß, studierte mit großen Eifer Philologie und Philosophie, um sich auf das eigentliche theologische Studium vorzubereiten, und bezog im Jahr 1679 zuerst die Akademie *Erfurt*, die er aber noch in demselben Jahre mit *Kiel* verwechselte, wo er sich besonders durch den Umgang und Unterricht *C. Cortholds* und *Morhoffs* bildete. Im Jahr 1682 ward er nach Gotha zurückgerufen, brachte aber vorher noch zwey Monate in Hamburg bey einem der damaligen berühmtesten Orientalisten, *Ejva Edzard*, zu, wo er seine schon erworbene hebräische Sprachkenntniß vervollkommnete. Er studierte hierauf andre zwey Jahre für sich in *Gorba*, und verband besonders mit den älteren Sprachen die Erlernung des Französischen, Englischen und Italiänischen. Im Jahr 1684 ging er nach *Leipzig*, wo er theils selbst unterrichtete, theils noch manche Vorlesungen benutzte, sich öfter in öffentlichen Religionsvorträgen übte, und im folgenden Jahr zum akademischen Privatdocenten durch eine öffentliche Disputation habilitirte. In diese Zeit fallen auch einige aus dem Italiänischen und Lateinischen übersetzte Schriften des bekannten *Molinos*, worüber ihm hernach die unfreundliche Rechtgläubigkeit seiner Zeitgenossen manche Vorwürfe gemacht hat. Denn *Molinos* war ja von der römischen Kirche! Um eben diese Zeit führte er nebst einigen seiner Freunde die Idee aus, Vorlesungen

gen über die Bibel anzufangen, die besonders für künftige Lehrer nutzbarer wären, als die trockene Lehrart der Dogmatik und Polemik, welche fast die einzige Beschäftigung der Theologen auf Universitäten geworden war, und wovon sie hernach in ihren Predigten so unglücklichen Gebrauch machten. Er las deutsch, und führte alle Schrifterklärung in diesem philobiblischem Collegium auf die practische Anwendung zurück. Der Beyfall, den diese neue sich durch ihre Brauchbarkeit und durch ihr Interesse so sehr empfehlende Methode fand, war unglaublich. Man strömte diesen Vorlesungen zu, aber sie entgingen natürlich dadurch dem Neide und den gehässigen Beurtheilungen derer nicht, die für *ihren* Beyfall und *ihre* Lehrart zu fürchten Ursach hatten, und gern den entferntesten Mißbrauch, dem jede gute Sache ausgesetzt ist, ergriffen, um sie nach und nach durch Gewalt zu unterdrücken. Dieß war in der Folge um so leichter, als man es dahin gebracht hatte, den Dresdnischen Oberhofprediger *J. J. Spener*, der sie vorzüglich aufgemuntert hatte, aus Sachsen wegzudrängen.

Im Jahre 1687 verließ er *Leipzig* wieder, blieb eine Zeitlang in Lüneburg, um des dortigen Superintendenten *Sandhagens* Umgang zu benutzen, ging von da nach Hamburg, in dem folgenden Jahr aber wieder über Dresden, wo er einige Monate in *Speners* Hause lebte, nach Leipzig, wo er seine Vorlesungen mit großem Beyfall und Nutzen fortsetzte. Er würde ohnstreitig auf dieser Laufbahn geblieben seyn, wenn

wenn er nicht auf einer Reise den Ruf bey der Augustinergemeinde zu Erfurt erhalten hätte. Er trat die Stelle im Jahr 1690 an; predigte mit unglaublichem Beyfäll, gewann sich alle Herzen, zog viele Fremde nach Erfurt, erregte aber auch hier wieder die Eifersucht seiner Amtsbrüder. In Erfurt wohnen bekanntlich sehr viele Catholiken. Es war also leicht, ihn bey dem Churfürstl. Mainzischen Hofe verdächtig zu machen, da man viele Römischkatholische seine Predigten besuchen und protestantisch werden sah. Er ward nun als ein Stifter von Unruhen, als Verführer des Volks verdammt, und durch einen Churfürstl. Befehl schon im September 1691 genöthigt, binnen zwey Tagen die Stadt zu verlassen, „ohne ihm,“ wie er sich in seinem an den Erfurtischen Magistrat am Tage seiner Verbannung erlassenen Schreiben ausdrückt, „einem Unschuldigen, Unverhörten, Unüberwiesenen, das Gesuch zu gewähren, ihm vor seiner Verurtheilung, nach allen göttlichen, weltlichen und natürlichen Rechten seine Defension zu verstaten, die man Dieben und Mördern nicht verfagen würde.“ Indefs war der Ruhm seiner Geschicklichkeit und seiner Rechtschaffenheit schon so verbreitet, daß man ihn von allen Seiten, in Coburg, in Gotha und Weimar anzustellen suchte. Er zog aber die am Tage seiner Verweisung aus Erfurt ihm zugekommene Einladung des Churbrandenburgischen Hauses, in unsre Lande zu kommen, allen andern vor, ward bey der erst gestifteten Universität Halle zum Professor der griechischen und morgenländischen

Phil. Blicke L. B. I. St. E griechischen

dischen Sprachen berufen, und ihm zugleich die erste Prediger-Stelle bey der Kirche zu *Glauchau* übertragen. Nach einem ziemlich langen Aufenthalt zu Berlin trat er seine beyden Aemter zu Anfang des Jahrs 1692 hieselbst an, ward 1698 ordentlicher Professor der Theologie, und im Jahr 1715 erster Prediger der Ulrichskirche. In dieser Stelle blieb er bis an das Ende seines Lebens, das im Jahr 1727 erfolgte. Während dieser Zeit seines hällischen Aufenthalts, besonders aber von dem Jahre 1695 an, ist er der Stifter aller der Anstalten geworden, die man unter dem Namen des Pädagogiums und Waisenhauses begreift, obwohl beyde noch eine Menge anderer Institute in sich vereinigen. Gewiß würde vieles noch geschehen seyn, wenn er ein höheres Alter erreicht hätte. Er starb aber schon im vier und sechzigsten Jahre, in der Nähe und Ferne beklagt, wie wenige, und unvergeslich in den Herzen aller, die ihn gekannt und gehört hatten.

Von Jugend auf hatte er sich durch Pflichteifer ausgezeichnet. Er gesteht in einigen Fragmenten seiner Lebensbeschreibung, die er hinterlassen hat, daß er nicht immer mit den Quellen desselben habe zufrieden seyn können, und tadelt es mit großer Strenge, die sich aus seiner nachmaligen so durchaus religiösen Denkungsart erklärt, an sich, daß Ehre vor der Welt ein mächtiger Sporn für ihn als Jüngling gewesen, durch großes Wissen einst zu glänzen, und daß er keine Anstrengung und Mühe gescheut, um sich über das Gemeine in Kenntnissen

und

und im Umgange zu erheben. In der Folge aber erhob er sich durch seine reine und erhabene Religiosität über diesen Ehrgeitz gänzlich, und alle seine unermüdete Wirkfamkeit, entsprang in der Folgezeit seines Lebens aus der einzigen reinen Quelle wahrer Gottesfurcht. Seine Frömmigkeit, die ihn zu allem trieb, was er unternahm, konnte nicht jene düstere in sich verschlossene, bos seufzende Frömmigkeit werden, die hinterher seiner Schule oft einen übeln Namen gemacht hat. Sie war ächt und äußerte sich also durch ihre unverkennbarste Begleiterin, innige Menschenliebe, die aus seinem freyen offenen Gesicht, aus seinem edlen Anstande, aus seinen gefälligen Sitten, jedem entgegensprach und ihm aller Herzen gewann. Selbst die Vorwürfe seiner Zeitgenossen, daß er zu duldsam gegen Personen sey, die verdächtigen Meinungen zugethan wären, sind die besten Lobsprüche auf sein Herz, das sich durch Vorurtheile des Partheygeistes nicht irreführen ließ, und den guten Sinn nicht so abhängig von Privatvorstellungen hielt. Am allerlautesten aber sprachen seine Handlungen, die eine Kette von Wohlthaten für die leidende und irgend einer moralischen oder physischen Hülfe bedürftige Menschheit waren.

Es verdiente auf der einen Seite wohl einmal eine sorgfältigere Ausführung, welchen Einfluß die durch ihn und seine Stiftungen bey weiten am thätigsten ausgebreitete Parthey der praktischen Theologen auf die hernach erfolgten wichtigen Revolutionen

nen in der Theologie gehabt, und wie er namentlich der freyern und gemeinnützigen Lehrart, im Gegensatz der Anhänglichkeit an scholastische Subtilitäten, die Bahn gebrochen habe. „Die Hefigkeit, um mit den Worten eines scharfsinnigen Beurtheilers dieser Auftritte zu reden, „die Kerzermacherey, die unfruchtbaren scholastischen Wortstreite ihrer Gegner, machten diese den gemeinen Christen bald gleichgültig. Die Welt war des elenden unchristlichen Wörterkrieges müde, und alle Herzen öffneten sich den warmen Empfehlungen des thätigen Christenthums, womit sich die neue, mit dem Namen der Pietisten bezeichnete Partey, hervorthat, mit Vergnügen. Die Anführer dieser Partey waren Männer von glänzenden Gaben, von einnehmender Beredsamkeit, duldsam, sanftmüthig, herablassend und nachgebend. Sie verbanden mit der äußern Demuth und Einfachheit in ihrem Betragen den brennendsten Eifer, nicht bloß für alle Arten geistlicher Uebungen, sondern auch für alle gemeinnützige Unternehmungen *).

Diese gemeinnützigen Unternehmungen, an denen niemand größern Theil als Franke hatte, ziehen auf der andern Seite mit Recht die Aufmerksamkeit des Beobachters auch denn noch auf sich, wenn die Neuheit davon verschwunden ist. Um sie und ihren Einfluß auf die Folgezeit zu schätzen, ist keine unbe-

*) Allgem. deutsche Bibl. 20, Band.

unbegrenzte Bewunderung derselben nöthig. Sie waren zum Theil in ihrer Ausführung von den Umständen so abhängig, daß sie nicht ohne alle Fehler, und von allen den Vorwürfen, die man ihnen in ältern und neuern Zeiten gemacht hat, frey bleiben konnten. Der größte Theil der letztern trifft nicht einmal den Stifter, sondern den Zustand seiner Stiftungen in spätern Zeiten, oder Personen, die, ohne von seinem Geist befeelt zu seyn, sich an ihn und seine Werke angeschlossen, oder zufällige Folgen und Mißbräuche des Guten, die jede nützliche Sache erwarten muß. Das billigere Urtheil unserer Zeit überhebt einer Vertheidigung um so leichter, da die berühmtesten Geschichtschreiber der kirchlichen und pädagogischen Begebenheiten des achtzehnten Jahrhunderts in der Werthschätzung seiner Absichten und seiner Verdienste übereinstimmen, und ihm, dessen persönliche Frömmigkeit nie in den Verdacht der Heucheleiy kommen konnte, dessen thätiges Christenthum in zu unwiderleglichen Beweisen vor den Augen der Welt da steht, dessen kühner und vielumfassender Geist, und dessen großer Verstand sich zu unverkennbar in seinen Einrichtungen gezeigt hat, die Gerechtigkeit widerfahren lassen, die ihm sein Zeitalter eben so oft versagt, als zugestanden hat.

Wenn man die Geschichte des Entstehens seiner wohlthätigen Werke liest, so ist es auch unmöglich, kalt bey seinem Bilde zu bleiben. Die innigste und uneigennützigste Menschenliebe und besonders das

lebhaftes Interesse für die Jugend und ihre beste Erziehung hat sie alle mit einem fast beyspiellofen Fortgang hervorgebracht, Gleich in den ersten Jahren seines Glauchaifchen Predigtamts fiel ihm der traurige Zustand der Gemeine die durch die vielen in ihr vorhandenen öffentlichen Häuser, wo alle Arten von Unordnungen herrschten, verwahrloset war, schon auf das Herz, Dieses Wohlleben contrastirte sehr mit der Armuth, die sich auch Schaarenweise vor seiner Thür blicken liefs. Von hier ging er aus. Eh er das gewöhnliche Allmosen austheilte, liefs er sowohl die erwachsenen Armen als die Kinder sich auf dem Hausflur sammeln, und unterrichtete die letztern in Gegenwart der erstern. Er fand die tiefste Unwissenheit. Um dieser abzuhelpen reichte er ihnen das Schulgeld, erfuhr aber bald, daß dies gewissenlos angewendet werde, und der Unterricht überall unzweckmäfsig sey. Er nahm also Lehrer an, und bezahlte diese, sobald er nur einen kleinen Fond hatte. Es dauerte ein Vierteljahr, eh jemand etwas beträchtliches in die in seiner Stube angelegte Armenbüchse that. Am Ende desselben fand er von einer wohlthätigen Hand sieben Gulden. *Das,* sagt er, *ist ein ehrlich Kapital. Davon muß man etwas reches stiften. Ich will eine Armenschule anlegen.* Er kaufte für zwey Reichsthaler Bücher und vertheilte sie voll Freude über seinen Reichthum. Von 27 Stück kamen nur vier zurück und die Kinder blieben aus. Das schlug ihn nicht nieder. Er kaufte abermals und behielt sie beym Schluß der Stunde an sich, gab einen Raum von seiner Studierstube zum
Unter-

Unterricht her, sah auf die Methode, und nun
 wünschte auch der minder bedürftige Bürger seinen
 Kindern bessern Unterricht, als er in den gemeinen
 Winkelschulen gefunden hatte. Der erste Anfang
 der Armenschule fällt im April 1695, gegen den
 Winter war sie schon in mehrere Schulen verbreitet,
 die an Zahl der Lehrlinge ungläublich schnell wuch-
 sen, und in einigen Jahren zu anderthalbtausend an-
 gewachsen waren. Dies alles war *Bürger- und Volks-*
schule, die sich aber dadurch schon von allen ähn-
 lichen unterschied, daß sie nicht von gemeinen
 Schulmeistern, sondern von lauter Studierenden be-
 setzt, und daß Söhne und Töchter von einander ab-
 gefondert, alle in viele Klassen vertheilt, und nach
 ihren Fähigkeiten weiter fortgesetzt, überhaupt aber
 nach einem bestimmten Plan unterrichtet wurden,
 woran in den wenigsten Volksschulen zu denken ist.
 Hätten alle, die von jeher hier unterrichtet haben,
 die ganze Wichtigkeit des Volksunterrichts gefühlt,
 und ihr Geschäft mehr aus diesem als aus dem Ge-
 sichtspunkt des kleinen damit verbundenen Gewinns
 angesehen, hätten sie Uebung im mündlichen Vor-
 trage und Bekanntwerden mit dem Stufengang der
 menschlichen Erkenntniß mit zu dem Gewinn ge-
 rechnet, der aus diesem Unterricht erwachsen kann,
 so wüßte ich kaum einen Ort in Deutschland, wo
 man eine gleich vollkommene Bürgerschule aufstel-
 len könnte, weil sich nirgends so viel glückliche Um-
 stände als in Halle vereinigen. Gewiß ist es auch,
 daß man seit ihrem Entstehen an allen Orten zu Pre-
 diger-

diger - und Catechetenstellen niemand lieber gewünscht hat, als Männer, die diese Gelegenheit mit Weisheit und eignem Interesse genutzt, und sich dabey von manchen zufälligen Fehlern der Methode oder des Tons, der von Zeit zu Zeit ausgeartet ist, frey erhalten hatten.

Seit jener ersten Anlage einer Armenschule ist nun kein Jahr seines Lebens, und fast kein Theil jedes Jahres, welchen man nicht durch neue Unternehmungen und Anlagen bezeichnet fände. So manche nützliche Institute, die Arbeitsamkeit, Industrie von mancherley Art, und Gelehrsamkeit überhaupt befördern, haben ihm ihr Entstehen zu danken, worunter ich nur eine der beträchtlichsten Buchhandlungen Deutschlands, eine ansehnliche Bibliothek, und die große durch des seligen Baron von Cansteins Freygebigkeit zur Ausführung gebrachte Bibelanstalt nenne. Wie vieles hat die Stadt durch ihn gewonnen, da er unaufhörlich baute, und durch die Menge entstehender Bedürfnisse eine Menge arbeitender Hände in Bewegung setzte, wie jeder, der den großen Umfang dessen, was zum Waysenhause gehört, einigermaßen kennt, sich leicht denken kann. Welcher unzähligen Menge Armer, Verlassener, Nothleidender und Kranker ist er Vater und Verfolger geworden. Sind darunter viel Unwürdige, viel Undankbare gewesen, haben darunter viel Heuchler seine Redlichkeit getäuscht, wer mag ihn darum tadeln?

Doch vor allem hat er um das Schul- und Erziehungswesen unsterbliche Verdienste. „Als der Pie-

tismus

tismus in Halle die Augen auf sich zu ziehen anfangen, — so sagt ein gewis unbefangener pädagogischer Schriftsteller, der an der Spitze einer der berühmtesten deutschen Schulen steht, Hr. Abt Resewitz *) — „da ward, ^{ist} auch ohne Beyhülfe der Obern, durch den milden Beytrag gleichgefinnter Seelen, eine verbesserte Schulanstalt in dem neuerbauten Wayfenhause errichtet, welche nicht allein zu einer solchen Gröfse anwuchs, das ihr noch itzt wenige gleichkommen; sondern die auch in verschiedene Gegenden Deutschlands ähnliche Töchter verpflanzte: wie denn überhaupt die meisten neuen Schulanstalten oder Schulverbesserungen seit der Zeit, die Mutter aller Realschulen zu Berlin selbst nicht ausgenommen, mehr oder weniger nach dem Muster des Hallischen Wayfenhauses und Pädagogiums gebildet sind. Der Enthusiasmus für Lehrsätze und Religionsübungen, die im Grunde und nach der Lage der Zeit gar nicht unrecht waren, bewirkte dies alles allein, und die brennende Begierde einzelner Subjecte, ihre Religionsgrundsätze weiter auszubreiten, sie vornehmlich auf die Jugend zu verpflanzen, und ihnen dadurch Festigkeit und Fortdauer zu geben, hat diese ganze Schulrevolution verurfacht. Ihre Bemühungen haben auch der öffentlichen und häuslichen Erziehung im Ganzen viel gefruchtet; viel brauchbare Schulleute sind von dort aus weit und breit verpflanzt;

E 5 viel

*) Gedanken, Vorschläge und Wünsche &c. I. Th. S. II.

viel tüchtige treue betriebfame Leute zum Nutzen des gemeinen Wefens erzogen worden.,,

So weit Herr Abt *Resewitz*. Um aber dies ganz einzufehn, und um besonders die neuen und eigenthümlichen Ideen, die man *Franken* und seinen ersten Gehülfen von dieser Seite schuldig ist, richtig zu fassen, muß man etwas tiefer in den Geist seiner Anstalten, wie sie nach seinem Sinn und Plan seyn sollten, eindringen; so wie die Kenntniß einzelner Situationen, in denen er sich befunden hat, nöthig ist, um sich das Bild seiner unbeschreiblichen Thätigkeit und seines nie zu ermüdenden Eifers für das Gute aller Art, ganz auszumahlen.

VI.

Etwas über Toleranz und ihre Schranken.

Es ist eine der sonderbarsten Erscheinungen in der menschlichen Gesellschaft, daß gegenseitige brüderliche Liebe verschiedener Religionsparteyen und Sekten, die noch dazu nur meistens in Nebendingen von einander abweichen, zu den Merkwürdigkeiten gehört, die man ihrer Seltenheit wegen zum Beyspiele und zur Nachfolge öffentlich bekannt macht.

Alle Religionen, von der Religion der Kamtschadalen, bis zu der Gottesverehrung der Christen,

sten, und wieder der abweichendsten Parteyen dieser, haben einen gemeinschaftlichen Zweck. Vereinigung durch Liebe und Wohlwollen sollte die erste und sicherste Wirkung eifriger Gottesverehrung seyn, und ist es so selten. Im Gegentheile sind die Greuel unzählich, die durch gegenseitige Verachtung, durch Neid und Haß hervorgebracht sind. Zwey der widersprechendsten Begriffe, *Religion* und *Haß*, sind zusammen verbunden und haben das Wort *Religionshaß* erzeugt, das, insbesondere in der Geschichte des Christenthums fast auf jeder Seite zu lesen ist. Sollte man es denken, daß diese furchtbare Erscheinung, sich oft bey denen am ersten zeigt, und am verderblichsten wüthet, die am eifrigsten Gott zu dienen sich das Ansehn geben, und kann man es begreiflich finden, daß Religionshaß und Verfolgungsfucht, sogar für einen Theil des Gottesdienstes gehalten ist. Das, was nothwendige Folge der Verehrung Gottes seyn sollte, Achtung und wechselseitige Ertragung der Menschen, ohne Rücksicht auf ihre Meinungen und Bekenntnisse, ist zu einer preiswürdigen Tugend geworden, die durch Vernunft und mannichfaltige Selbstbeherrschung errungen werden muß. Wo sie leicht wird, da ist nicht selten Gleichgültigkeit gegen alles was Religion heißt, anstatt allgemeiner Menschenliebe, die Ursach.

— Liebe deinen Nächsten als dich selbst, war der zweyte Grundstein des Christenthums, und doch kömmt nach Jahrtausenden erst eine neue Tugend in Umlauf, die mit jener Grundvorschrift unzertrennlich

lich verbunden zu seyn scheint. Man predigt: Liebe deinen Nächsten! und nebenher: übe Toleranz gegen andere Religionsverwandten und Anhänger abweichender Sekten. Kann aber jene Regel ausgeübt seyn, und diese unterlassen? — Kann sie unterlassen seyn und doch das, was man ohne sie kannte und übte, für Christenthum gelten? — Ist die Bildsäule, der Seele und Leben fehlt, ein Mensch? —

Wo viel Licht ist, ist auch viel Schatten. Der Mißbrauch des Guten ist Laster, der Mißbrauch des Edelsten das höchste Laster. Religionshaß ist das schändlichste Laster, aber ist Toleranz daher die höchste Tugend? — Wer wird das entscheiden! Ist es überall eine besondere Tugend, so wollte es die Vorsehung so, damit für den Edlen noch ein Verdienst mehr in das Buch des Schicksals eingetragen werden könnte.

Intoleranz nahm ihren Anfang unter den Juden. Sie gönnten ihren Gott keinem, wer nicht Jude hieß; ihre Nachkommen seufzen Jahrhunderte schon unter der drückendsten Ausübung des Vergeltungsrechts anderer Religionsparteien. Unter den Heiden findet man keine Spuren eines *wirklichen* Religionshasses und Fanatismus. Wenn man die Juden zwang Schweinefleisch zu essen und den Götzen zu räuchern, so war dies wohl mehr eine Neckerey einzelner, als ein allgemeines Interesse für die Religion. Christen litten zwar Verfolgungen von Juden
und

und Heiden, aber aus sehr verschiedenen Bewegungsgründen. Roms Kaiser drückten die neue Congregation aus politischen Beforgnissen; Juden hingegen glaubten, sie thäten Gott einen Dienst daran, ein Grundtatz, der nachher von den Christen adoptirt und von ihnen unter sich noch mehr, als gegen andere, in die schrecklichste Wirkfamkeit gebracht ist. Nirgends ist Religionshafs und Intoleranz weiter getrieben, als unter den drey christlichen Religionspartheien und ihren verwandten Sekten. Katholiken hafsten und verfolgten Lutheraner, diese bezahlten, so bald sie zu Kräften kamen, jene mit gleicher Münze. Beide wandten nachher ihren Hafs gegen die reformirte Religionsparthey, ohne jedoch ihre gegenseitige Bitterkeit zu mildern. Die Katholiken glaubten sich durch den Abfall beider protestantischer Religionspartheyen doppelt beleidigt und gekränkt, daher ist auch ihr Hafs in die heftigsten und öffentlichsten Excesse ausgebrochen. Daher war es unter ihnen und unter ihnen nur allein möglich, das ein *Inquisitionsericht* entstehn und Jahrhunderte fortdauern konnte, daher war es unter ihnen und unter ihnen nur allein möglich, das Pariser Bluthochzeiten, Sicilianische Vespers, Cala's Ermordung und ähnliche Auftritte sich ereignen, das der Papst noch am Ende des 18ten Jahrhunderts Spanien einen besondern Segen, der wieder erneuerten Inquisition wegen, ertheilen konnte u. s. w. Die Lutheraner betrachteten die Parthey des Zwingli, als Abtrünnige von ihnen und der ächten lutherischen Lehre, daher war

es möglich, daß, der so unwesentlichen Verschiedenheit ohngeachtet, Mißtrauen, Widerwille, Haß, und Verachtung unter ihnen entstehen konnte.

Die Last dieser feindseligen Liebe und des Eifers für die eingebildete gerechte Sache Gottes fiel dreyfach auf die, welche von allen dreyen gleich weit in Sachen des Glaubens sich entfernten. Ein dreyfaches Wehe! ertönte über die, deren Erkenntnißvermögen, deren Unterrichtsart, sie dem Deismus, Socinianismus, Arianismus u. s. w. genähert hatten. Gottes Offenbarung allein in seiner Vernunft suchen, beleidigte die, welche glaubten, es bedürfe einer andern; in Jesus nur den Weisesten der Weisen unter den Menschen erkennen wollen, hielten die für eine strafwürdige Entehrung, welche Spuren der Göttlichkeit an ihm fanden, oder ihn für Gott selbst hielten; nur einen einigen Gott erkennen, begreifen und anbeten wollen, konnten die nicht verschmerzen; welche einen Vater und Sohn und Geist in Gott, ein Drey in Einem, Personen im Unpersönlichen glaubten und verehrten, außerdem auch wohl noch ein ganzes Heer Heiliger anbeteten.

Die Zeiten haben sich indeffen auch in dieser Rückficht nicht wenig geändert. In den kultivirten Ländern Europas wenigstens schätzt und schützt man Menschenrechte, und die Obrigkeiten gönnen jedem ohne Ansehn des Glaubens und Denkens einen Wohnplatz und eine Werkstätte. Um die verschiedenen Sekten bekümmert sich im gemeinen Leben niemand. Es bemerkt sie niemand, als höchstens der Prediger
in

in jeder Gemeinde, es sey denn, daß sie selbst ihre Grundsätze mit Geräusch und Anmaßung an den Tag legten, und dadurch vielleicht das Vertrauen mancher Mitbürger schwächen oder verlieren. Die drey christlichen Religionspartheyen halten unter öffentlicher Duldung ihre gottesdienstlichen Uebungen, und haben Freyheit nach ihren Grundsätzen zu denken und zu leben.

Aber freylich ist immer eine Religionsparthey die sogenannte herrschende. Die Bekenner derselben genießen gewisse öffentliche Freyheiten und Gerechtfame, die die andern nur eingeschränkt, oder unter gewissen Bedingungen, oder gar nicht genießen.

Nun giebt es Manche, die hiermit nicht zufrieden sind, sondern verlangen, *Toleranz* müsse auf keine Weise eingeschränkt seyn, Duldung solle nicht mehr Duldung, sondern öffentlicher Befehl und gesetzmäßige Vergünstigung seyn. Keiner Parthey müsse ein Vorrecht öffentlicher und uneingeschränkter Ausübung zukommen; sondern jeder das Recht haben, seine Grundsätze öffentlich zu bekennen und vorzutragen.

Es ist nicht alles Gold was glänzt, nicht alles Licht was blendet, und nicht alles Wahrheit was uns unter diesem Namen verkauft wird. Man zergliedere, untersuche und urtheile.

Kann die bürgerliche Gesellschaft etwas unter sich autorisiren, öffentlich als recht und gut erklären, was nachtheiligen Einfluß auf diese Verbindung selbst haben muß oder kann. Darf sie also Meinungen durch

durch öffentliche Gesetze schützen, die den Bürger zum weniger brauchbaren, oder gar schädlichen Mitgliede dieser Gesellschaft machen? Darf sie zugeben, daß solche Meinungen und Grundsätze öffentlich vortragen und verbreitet werden können? Wenn man mir dies im Allgemeinen mit *Nein* beantwortet; (wie es denn wohl nicht anders erwartet werden kann), so hat man mir auch folgende nähere Anwendung eingeräumt: darf man in einem protestantischen Staate Prediger öffentlich schützen, die jesuitische Grundsätze vortragen? — Darf man Quäkern, die keinen Eid schwören, und keine Kriegsdienste thun, alle Rechte der übrigen Bürger einräumen, und Atheisten Gelegenheit zur öffentlichen Bekenntniß und ungehinderten Anwendung solcher Grundsätze geben, die den Grundpfeiler aller Folgsamkeit und Unterwerfung des großen Haufens der Unterthanen gegen Obrigkeit und ihre willkührliche oder gesetzmäßige Behandlungsart umstoßen? — Soll endlich jede Art des Aberglaubens und der Schwärmerey, gleich einem ungehemmten Strome in seinem Laufe, durch nichts aufgehalten werden und, öffentlich privilegirt, sich mit ihrer hinreißenden Gewalt verbreiten dürfen?

Will man dies aber nicht zugeben, und schließt man diese laus von den Vorrechten, die man andern, bisher nur geduldeten, Parteyen einräumt, so wird man drückend intolerant gegen diese, und giebt ihnen Urtach zu Klagen und Beschwerden, gegen welche man nichts gerechterweise wird zu antworten wissen.

Weber

Ueber mein Erkenntnißvermögen vermagst du nicht zu gebieten, wird der jesuitische Prediger sagen, du willst den Socinianer schützen und ihm öffentliches Bekenntniß erlauben, und mich willst du von meinem Amte und zum Lande hinausjagen. Da bist du im Widerspruche mit dir selbst. Er weicht von dem kirchlichen Systeme ab, ich auch; er redet und thut nach seinen Einsichten, ich auch; er stützt sich auf Menschenrechte, ich auch! — Was habt ihr für Gründe, kann der Quäker mit Recht sich beschweren, uns nicht dieselben Rechte öffentlich verwilligen zu wollen, die andere ruhig genießen? Schwören wir keine Eide, so gilt unser *Ja* mehr als tausend Eidschwüre. Thun wir keine Kriegsdienste, (wie wir doch, wenns für Vaterland und Freyheit gilt, auch nicht die letzten sind; Amerika kann uns das Zeugniß geben) so leisten wir dem Vaterlande Dienste, die diese vielleicht weit aufwiegen. Laßt einmal eine andere von denen Sekten, die ihr so sehr in Schutz nehmt, einen aufstellen, der dem Staate so reelle Dienste geleistet, und seinen Namen so unvergesslich gemacht hat, als *Penn*, dem eine der blühendsten Provinzen Amerika ihre Verfassung und ihren Wohlstand verdankt.

Selbst der Atheist hat ein Recht zu ähnlichen Klagen. Weil er keinen Gott, *wie wir*, glaubt, kann er deswegen nicht eine Religion haben? Er kann ja bey seinem Atheismus vielleicht eine Seelenwanderung, eine Wiederkunft aller Dinge, eine Palingenesie, oder dergleichen glauben. Ihr nennt

Phil. Blicke I. B. I, St. F mich

mich Atheist, weil ich mir die Gottheit nicht so denke, als ihr, *nicht orthodox nach eurer Meinung*, bin, kann er sagen. Ich bin aber nichts weiter, als ein Spinozist — ich bin gerade das Gegentheil vom Atheisten, ich bin ein Pantheist. Meine Gottheit schließt nichts aus, ist Alles in Allem. Ihr schränkt euren Gott ein, indem ihr Gott und die Welt von einander absondert und als zwey verschiedene Wesen betrachtet. Ihr habt unwürdige Begriffe von Gott, ihr seyd abergläubisch. Wollt ihr andere dulden, die von der herrschenden Religionsparthey abweichen, wie hart und unbillig seyd ihr da, indem ihr mich verstofst! — Oder der Atheist schließt sich an den Naturalisten wie die Herrnhuther sich an die Lutheraner anschließen. Ich glaube, sagt er, eine wirkende, alles belebende Natur, die ist mir, was euch Gott ist. Leugnet ihr die, so seyd ihr Atheisten. —

Man schließt auch endlich wohl den Superstitiösen von den andern verwilligten, Rechten aus, und warum? — Weil er *superfiziös* ist. Aber er weicht ja nur, wie die übrigen von dem herrschenden Religionsysteme ab. Er glaubt so gut, wie die übrigen, einen rechten Glauben zu haben. Einer hält den andern für abergläubisch. Der Atheist den Deisten, der Deist den Socinianer, der Socinianer den Protestanten, der Protestant den Katholiken u. s. w. Wer soll, wer kann hier ein unparteyischer Richter seyn? Wer kann da die Gränzlinie ziehn, diese privilegiren, jene unterdrücken und als schädlich hinausstoßen? Wer kann sagen, diese Verstossenen schreyen mit Unrecht

recht über Intoleranz! Sie haben Recht zu klagen, wenn man einige abweichende Sekten öffentlich bewilligte und andere öffentlich verwürfe, *da sie bisher alle auf gleiche Weise geduldet sind!*

Würde Gesetz und öffentliche Autorisirung, gesetzt sie ließe sich, ohne ungerecht zu seyn, einrichten, eine wesentliche Verbesserung bewirken? — Duldung, auch die stillschweigendste Duldung begreift Schutz in sich. Gegen öffentliche Beleidigungen also, gegen Kränkungen und Verunglimpfung an Eigenthum, Ehre und Leben schützt die landesherrliche Gewalt ohne irgend eine Rücksicht, und man kann sich nichts widersinnigeres denken, als daß ein Fürst irgend jemand in seinem Lande dulden würde, ohne ihm auch *Ruhe* und *Sicherheit* zu gewähren. Ist aber die Rede von den kleinern heimlichen Kränkungen und Bedrückungen, die in nachbarlichen und häuslichen Verhältnissen so häufig, schwer und empfindlich sind; so fällt es in die Augen, daß diese durch keine öffentliche Gesetze ausgerottet werden können. So wie Gefälligkeiten und zuvorkommendes wechselseitiges Helfen, Erfreuen und Beglücken gefelliger Liebe, durch kein Gesetz erlangt werden kann; so kann auch kein Gesetz Kränkungen hindern, die aus Ungefälligkeit, Eigensinn und Vorurtheilen entstehen; kein Gesetz kann Menschen befehlen, Vertrauen und Liebe gegen andere Menschen zu haben, wenn das Herz widerstrebt, kein *Gesetz*

*den Geduldeten gegen jegliche Beleidigung intoleranter
Mitbürger schürzen.*

Wenn der Intolerante einen rechtschaffenen Mann als Schwiegerohn verwirft, weil ihm seine Religionsmeinungen nicht gefallen, wenn er seinen Nachbar kalt und verächtlich behandelt; wenn er seinen Mitbürger in Geschäften und Gewerben nicht unterstützen, nichts gemeinschaftlich mit ihm treiben will, weil er von einer andern Sekte ist; wenn er einen Domestiken aus dem Hause schafft, einen Lehrling nicht annehmen will, weil er andern Lehrfätzen zugehan ist; wenn er tausend noch weit heimlichere Kränkungen ausübt; welche Obrigkeit kann ihn deswegen zur Rechenenschaft ziehn, welches Gesetz in solchen Dingen ihm befehlen, ohne zugleich die Rechte der Menschheit zu kränken, wozu sie, des Mißbrauchs ohnerachtet, wohl nicht befugt seyn möchte. Oeffentliche Rüge würde in solchen Fällen nur hartnäckiger machen, auch ist sie nicht jederzeit thunlich, nicht einmal möglich. Das einzige Mittel ist wohl eine heimliche und unbemerkte Untergrabung der Vorurtheile und Fehler, die diese Wirkungen hervorbrachten. Nach und nach sich entwickelnde Vernunft und allmählich bewirkte ächte Aufklärung thun ohne Vergleichung mehr, als öffentliche Toleranzedikte.

Ist der, der zu einer Zeit schweigt, wo das Reden nicht noththut und nicht frommt, ein Heuchler? —

Was

Was wird dann Weltklugheit seyn? — Bisher war es so Sitte: wer keinen Beruf *öffentlich von seinen Religionsmeinungen* zu reden hatte, der schwieg davon, glaubte selbst, was er konnte und wollte und liefs andere von ihm denken, was ihnen gefiel. Nicht so unsere neueren Aufklärer und Toleranzprediger. Sie sind so voll von ihrem Eifer und ihren Entdeckungen, daß es ihnen das Herz abstofsen würde, wenn sie nicht in alle Welt hinein rufen könnten: Athanasius war ein Einfaltspinsel, die Augsburgerische Konfession ist ein Gängelband für Unmündige; die Symbolischen Bücher sind Sklavenfesseln für einen thätigen, kräftigen Geist.

Diese Herren verfahren so, (dies sind die Worte eines durch seine reellen Kenntnisse und gebildete Vernunft sehr verehrungswerthen Staatsmanns) als wenn jemand, in jeder Hand eine Fackel in mein Zimmer träte, ein lautes Geschrey über die Dunkelheit anhöbe, die darin herrsche und so fort Anstalt machte, eine gröfsere Helligkeit in demselben zu bewirken. Ich verbäte dies, bezeigte meine Zufriedenheit mit dem Grade des Lichts, der hinreichend sey, meine Geschäfte dabey zu verrichten u. s. w. Demohnerachtet führe er, mit seinen Fackeln dergestalt umher, daß Tapeten und Möbeln versengt und die Stube mit einem Dampfe angefüllt würde, der mir noch mein gewöhnliches Tageslicht raubte. Sicher würde ich Ursach haben dem Himmel zu danken, wenn er endlich, wäre es auch mit Triumph, davon ginge, und mir alle Hände voll zu thun liefse, diese uner-

betene Unordnung einigermaßen wieder herzustellen. Den Aufklärern dieser Art ist jede Gelegenheit, ihr Licht leuchten zu lassen, gleich. Bey der Punsch-Schale ziehn sie wider die symbolischen Bücher zu Felde und den Damen demonstrieren sie, daß sie nicht im Reiche des Teufels gebohren sind. Wozu soll ein solches Aufdringen desjenigen, was niemand wissen will? Was sind Kontroversen, was ist Profelytenmacherey anders? Man belehre den Lernbegierigen, beruhige den Zweiflenden, und lasse einen jeden, den seine Ueberzeugung zu einen zufriedenen und nützlichen Bürger macht, ruhig bey der seinigen.

So gewöhnlich es auch itzt feyn mag, wenig von dem zu glauben, was unsere Väter glaubten, so hat doch die anmaßliche Aufklärung dafür gesorgt, daß nur sehr wenige eigentlich wissen, was sie glauben sollen und wollen oder irgend ein *bestimmtes* Glaubens- und Religions-System haben. Selten sind diese Abweichenden Denker, und selbst bey Denkenden ist diese Abweichung nicht allezeit eine Folge strenger und unbeeängener Prüfung. Machen nicht Vorurtheile und Leidenschaften und Moden den einen so gut zu einen Socinianer, Deisten oder Herrenhuter, wie sie einen andern bey der Mutterkirche und landesherrlich bestätigten Konfession erhalten? — Könnte man die Lehr- und Grundsätze dieser angeblich Aufgeklärten genau untersuchen; wie viel Unverdautes, Unzusammenhängendes, Widersprechendes und unerwiesenes Vorausgesetztes würde man entdecken

deken; wie oft würde man insbesondere eben so blinde Nachbeterey finden, als der altväterische Köhlerglauben nur immer haben kann. Wenn nun ein öffentliches Duldungsgesetz, das gleichsam Aufoderung wäre, wenigstens so angesehen werden könnte und würde, es jedem bewilligte: öffentlich von den herrschenden Religionsmeinungen abzugehn und die feinigten öffentlich an den Tag zu legen; wie würde das arme Volk, von den Kanzeln aus, mit einer Menge ungeflachten Gewäße überschlüttet werden. Jeder Kandidat, jeder angehende Student würde dahin seine eingebillete Weisheit zu Markte tragen, es würde ein Wetteifer entsehn, wer die auffallendsten, seltsamsten und unzusammenhängendsten Dinge vorbringen könnte. Die Aelteren würden als Wächter Zions sich gedrungen fühlen, die reinen Lehrsätze zu vertheidigen und so würden wir in jene Zeiten der Kontroverspredigten zurückkommen, wo wir freylich noch nicht ganz herausgekommen sind. Die Folge davon für den grossen Haufen würde Verwirrung der Begriffe, Irreligiosität und Verachtung alles dessen, was Religion ist und heisst, seyn. Die Landesobrigkeit konnte diesem Unwesen nicht steuern, denn das Gesetz erlaube einem jeden seine Religionsmeinung öffentlich an den Tag zu legen.

Doch dabey würde es nicht bleiben. Mancher Schneider und Schuster, der auf die eine, oder die andere Weise sich vorzüglich erleuchtet glaubte, würde seine Meinungen öffentlich an den Tag legen wollen. Jeder Schwärmer, jeder Separatist würde

aufzutreten und predigen. Indem er seine Meinungen vorträge, würde er auch seine Gründe beybringen müssen; er müßte wünschen, andere von dem Gewichte und der Wahrheit derselben zu überzeugen und so wäre Profelytenmacherey wieder allgemein und so würde Streit und Verwirrung wieder so uneingeschränkt und wirksam, als diese autorisirte Freyheit seyn.

Findet man in allen diesen eine endlose Verwirrung, so wird man einsehen, wie weise in dieser Rücksicht der Rath *Semlers* und anderer vernünftiger und einsichtsvoller Theologen sey: öffentlich sein eingebildetes Licht nicht ungerufen leuchten zu lassen. Dem keine Fackel, (oft auch nur eine Oehl lampe) aufzudrängen, der gewohnt ist im Mondenscheine zu wandeln, der sich dessen freuet, und dessen Augen ein blendenderes, aber minder reines und zuverlässiges Licht nicht ertragen können. Dann wird man einsehen, wie weise Staatsmänner, Philosophen und selbst die Feinde der christlichen Religion darin übereinkommen, daß in jedem Staate eine gewisse bestimmte Gottesverehrung mit ihren bestimmten Gebräuchen, die Herrschende seyn müsse, wäre es auch nur, um dem großen Haufen kein Aergernis zu geben, der einmal daran gewöhnt ist und Gottesdienst für Religion hält: daß ein gewisses Symbol der Religion festzusetzen sey, was das Kind und die Kinder am Verstande, was der große undenkendere Haufe sich einprägen zur Richtschnur seines Glaubens und seiner Handlungen machen,

wor-

worüber der Klügere nachdenken und wovon er, für seine Person, gleich der Magnetenadel dekliniren kann, wenn er nur noch die allgemeine Richtung zu haben scheint.

Dann wird man einsehn, wie weise unsere Landesväter ob dem Bündnisse halten, das einmal vorhanden ist, und nebenher dulden, was sich vernünftigerweise dulden läßt. Wie nothwendig sie die herrschende Religion öffentlich vor andern schützen, Prediger und Lehrer der Jugend bey ihren Volksvorträgen, an die symbolischen Bücher verweisen, d. h. es ihnen zur Pflicht machen, nichts öffentlich vorzutragen, was diesem Symbole geradezu zuwider laufe. Wie sie aber außerdem jedem unverwehrt lassen, nach und nach, ohne Aergerniß und Aufsehn zu erregen, gesunde Vernunft und reelle Aufklärung zu verbreiten, für sich zu denken und zu glauben, was sein Erkenntnißvermögen ihn lehrt, zur rechten Zeit und am rechten Orte reden, was paßt und frommt. Wie sehr sie fühlen, daß der menschliche Geist insbesondere in Dingen, die so unmittelbaren Einfluß auf seine Ruhe und sein Glück haben, sich nicht in Fesseln schmieden läßt; aber auch gerechter Weise überzeugt sind, daß *uneingeschränkte Toleranz, Nachtheil* für Ordnung, Wahrheit und bürgerliches Wohl zur unvermeidlichsten Folge haben werde, und müße.

V.

deutsche und italiänische Singkunst,

Musik und Gesang sind jetzt fast allgemein, auch in Deutschland, Lieblingsbeschäftigungen. Man hat es, besonders in den neuern Zeiten, auch bey uns in diesen verschwisterten Künsten sehr weit gebracht. Aber die Frage ist auch itzt mehr als jemals interessant: ob man den Italiänern noch ausschließend den Vorzug darin einräumen müsse? —

Es ist wahr, sie scheinen nicht ganz ohne Ursach Anspruch darauf zu machen, wenigstens hat fast an allen Höfen Deutschlands die Muse des italiänischen Gesangs ihre Priesterinnen, die durch ihren Glanz und ihre Hoheit der bescheidenen deutschen Muse (die von den Brosänlein leben muß, die von den Tischen jener fallen) ihr Uebergewicht stark genug empfinden lassen. Den Italiänern ist dies nicht zu verdenken. Die Einwohner eines jeden Landes, haben vielleicht, vor andern ausschließend ein besonderes Talent. Wer kann es ihnen verargen, daß sie es benutzen und es bey andern Völkern, die begierig darnach sind, ins Geld halten.

Was nun die Singkunst anbetrißt, so ist es allerdings nicht zu leugnen, daß die Italiäner in dem ersten rechtmäßigen Besitze dieses Talents sind, und die Deutschen schon früh, aber mit schlechtem Erfolge, darin unterrichtet haben. Es hielt sehr schwer,
erzählt

erzählt ein Geschichtschreiber des mittlern Zeitalters, eine gute Art zu singen unter den deutschen Völkern einzuführen. *Karl der Große*, der so viel für die Wissenschaften und Künste gethan hat, gab sich besonders auch dieserwegen viel Mühe, und schien es zu einem seiner angelegentlichsten Geschäfte zu machen.

Damals hatten nun freylich die Deutschen nicht eben Ursach, sich mit den Italiänern in einen Wettstreit einzulassen, aber je geringer Kenntniß und Kunst ist, desto stärker ist meistens die Anmaßung. Als sich *Karl* 787 am Osterfeste zu Rom aufhielt, entstand ein Streit zwischen seinen fränkischen Sängern und den römischen. Jene behaupteten besser und schöner zu singen, als diese. Diese hingegen fanden sich dadurch sehr beleidigt und herabgesetzt, weil sie ihre Art zu singen, als die ächte reine Manier des heil. Gregorius rühmten, den sie als den vorzüglichsten Sänger und besten Lehrer, dieser Kunst, verehrten. Der Streit kam vor den Kaiser. Beyde Parteyen zankten sich in seiner Gegenwart auf das heftigste. Die Franken voll Vertrauens auf den Schutz ihres Monarchen trieben die Sache sehr weit; mußten aber dagegen die Ehrentitel: rohe, unwissende Barbaren, einstecken, und sich gefallen lassen, daß man ihr Singen mit dem Geheule wilder Thiere verglich. Der Kaiser hörte diesem Gezänke lange mit vieler Geduld zu; aber endlich ward er es doch überdrüssig und fragte seine Sänger: was haltet ihr dafür, ist der erste lebendige Quell nicht den abgeleite-

leiteten Bächen und Gräben vorzuziehen? Als sie dies bejahten, machte er der Sache dadurch ein Ende, daß er zum Vortheile der Schüler des heil. Gregorius entschied.

Bald darauf ersuchte er den Pabst *Adrian*, ihm einige geschickte Sänger zu empfehlen, vermöge welcher er einen bessern Gesang in seinen Ländern einzuführen gedachte. Der Pabst gab ihm zwey der vorzüglichsten, Theodor und Benedikt, beyde Schüler des heil. Gregorius. Er gab ihnen auch Gesangbücher, worin dieser Heilige selbst die Gesangnoten*) geschrieben hatte.

Nach seiner Zurtückkunft ließ *Karl* zuerst in Frankreich, durch diese beyden Männer, zwey Singeschulen anlegen, eine zu *Metz* und die andere zu *Spifsons*, um auf diese Weise die Franken nach den Römern zu bilden. Doch wollte es damit anfangs gar nicht recht fort. Die Franken konnten nie einen guten, reinen Triller schlagen lernen, sie brachen die Töne in der Kähle ab, statt sie rein und geläufig herauszubringen. Jene Römer mußten auch die Franken in Orgelspielen unterrichten.

Unter den Deutschen wollte es Anfangs nicht besser glücken. Eine kräftige Beschreibung der Wirkung, welche die rauhen Töne dieser ungelehrigen Schüler auf das feine, verwöhnte Ohr der Italiäner machte,

*) Dieß waren noch nicht die heutigen Musiknoten, die erst im elfften Jahrhunderte erfunden sind.

machte, findet man in der Lebensbeschreibung des heil. Gregorius, jenes lebendigen Quells des ächten Gesangs. „In ihren hochtönenden Donnerstimmen,“ heißt es da, „ist keine Lieblichkeit möglich. Sie mögen ihre immer nassen Kählen noch so sehr zwingen, die Stimme zu mäßigen und sanft zu machen; es bleibt immer ein Gekrache, als wenn Lastwagen einen Stufenangang herabrollten.“

Dies ist nun wohl itzt nicht mehr der Fall. Es giebt deutsche Kählen, die die lieblichsten, sanftesten Töne, melodisch und gleich der Lerche daher wirbeln. Deutschland hat mit seiner Sprache auch seinen Gesang verfeinert und veredelt. Aber dennoch thun die Säger Wälschlands auch itzt, als verhielte sich deutsche Art und Kunst noch gerade so gegen die jetzige, als da man 787 schrieb. Dennoch scheint selbst manches deutsche Ohr jetzt mehr als je von einem deutschen Gesange eben so unangenehm erschüttert zu werden, als zu jenen Zeiten das italiänische Ohr des heil. Gregorius. Wenigstens, wenn man auch bey einer deutschen Stimme und deutschem Gesange, den Reiz der Natur und Kunst bis zu einem hohen Grade der Vollkommenheit vereinigt findet, so zuckt man doch mitleidig die Achseln: — „gut genug, aber die Manieren! die Manieren! die fehlen!“, — Deutschlands Virtuosen fahren fort, mitten im Vaterlande, der italiänischen Muse dienstbar zu seyn, und suchen eine Ehre darin, das oft dürfftige Talent derselben, durch ihre Kunst zu heben! indem sie die deutsche Muse meistens verächtlich

lich von der Seite weisen und der Begleitung der —
Biersiedler überlassen.

Das ist Kunstgefühl, Kunsteifer, Künstlerstolz!

Aber dennoch hat diese Bescheidne, Verlassne
in der schlechtesten Begleitung oft jene Stolze und ihre
stolzen Frohndiener beschämt, ihnen manches Herz
entzogen und so einen doppelten Sieg erlangt.

V.

VIII.

Chorgefang aus der Hekuba des Euripides.

Die Chöre der griechischen Tragiker sind immer als Meisterstücke der lyrischen Poesie bewundert worden. Es ist jetzt nicht meine Absicht die Natur derselben und ihre Verbindung mit dem Drama zu entwickeln — ich behalte dies einer eignen Abhandlung vor, die vielleicht im nächsten Stück erscheinen wird. Meine Leser wissen vermuthlich schon genug davon, um den hier gelieferten Versuch einer Uebersetzung aus dem rechten Gesichtspunkt beurtheilen zu können. Der Chor in den griechischen Trauerspielen besteht gewöhnlich aus solchen Personen, die nur einen *entfernten* Antheil an der Handlung selbst nehmen. Der Dichter erhält dadurch die Freyheit, durch sie eine Menge Reflexionen, Sittenlehren und

und überhaupt sanftere Empfindungen, die nur die Folge einer ruhigen Vernunft sind, einzustreuen, die dem Affekt der handelnden Hauptpersonen unnatürlich gewesen seyn würden, den Totaleindruck des Ganzen aber gleichwohl verstärken und die Vorstellung selbst lehrreicher und praktischer machen können. Das Letztere zu bewirken ist Euripides Meister, und Socrates veräumte deswegen keins seiner Trauerspiele. So gaben die Chöre dem Dichter auch Gelegenheit sich in seiner ganzen Stärke als Dichter zu zeigen. Der Dialog mußte gemäßigt seyn — die Sprache desselben durfte nur edel, aber nicht poetisch erhaben seyn. Der Chorgesang war an diese Fesseln nicht gebunden — die höchste lyrische Kühnheit war ihm erlaubt. Der Ursprung des griechischen Chors rechtfertigt diese Freyheit, wie ich in der Folge umständlicher zeigen werde.

Was den folgenden Chorgesang aus der Hekuba v. 895 ff. betrifft, so drücken die gefangenen Troerinnen ihre Klagen über die Zerstörung ihrer Vaterstadt aus. Ihr eigenes Mißgeschick und die schreckliche Lage, worin sich Hekuba bey der bevorstehenden Opferung ihrer Tochter Polyxena befand, erinnerten sie natürlich an jene schreckliche Nacht, in welcher Troja ein Raub der Flammen wurde, und an die Quelle alles ihres Unheils, an Helena und Paris.

Chor.

 Chorgefang.

Nun wirst du mütterliches Ilium
 Als unbefegte Heldenstadt
 Nicht mehr gepriesen!
 Schrecklich war die hellenische Wolke
 Verderbender Lanzen
 Die dich bedeckte.
 Gestürzt sind deine Thürme und Mauern!
 Des Brandes verwüstende Schrecken
 Trafen dich, unglückliche Stadt!
 Fürder wand' ich nicht mehr in dir.

Um Mitternacht nahte der Tod sich,
 Als nach dem Mahle
 Sanfter Schlummer sich über die Augen ergoß.
 Nach festlichen Liedern,
 Beym frohen Opfermahle gesungen,
 Ruhte in seiner Kammer der Gatte.
 Er lehnte den Speer an den Pfeiler,
 Ahndete nicht das Getümmel,
 Das von den Schiffen fernher sich drängte,
 Herein zu Iliums Thoren.

Unter das geflochtene Stirnband
 Ordnete ich meine Locken
 Vor des goldenen Spiegels
 Strahlender Ründung,
 Und neigte mein Haupt, zu entschlummern.
 Da stürmte durch die Straßen Getöse,
 Lautes Rufen erscholl
 In Iliums Mauern:
 Söhne der Griechen, jetzo,

Jetzo

Jetzo zertrümmert Pergamus Feste
 Euch zur siegreichen Heimkehr!
 Da verlief ich das Lager der Ruhe,
 Mit einfachem Peplus,
 Gleich dem dorischen Mädchen *), bekleidet.
 Vergebens umschlang ich
 Der heiligen Artemis Altar,
 Gemordet sah ich meinen Gatten,
 Hinweggeführt ward ich auf den Fluthen des
 Meeres. —

Das Schiff begann der Rückkehr Lauf
 Und trennte mich von Iliums Gestade.
 Noch einen sehnsuchtsvollen Blick
 Warf ich auf Troja
 Und erlag der Verzweiflung.
 Da suchte ich der Dioscuren Schwester Helena
 Und dem Idäischen Hirten,
 Paris dem Unhold.
 Denn mich jagte aus väterlichen Fluren
 Mich verbannte aus meinen Hütten
 Die Hochzeitfeier.
 Die Hochzeitfeyer? Nein! ein Jammerfest
 Von einem bösen Dämon mir bereitet. —
 O dafs des Meeres Wogen
 Nimmer sie zu ihrer Heimath
 Zur väterlichen Wohnung nimmer sie trügen!
 H.

*) Das dorische Mädchen ist eine Spartanerin, Diese waren nur leicht und einfach bekleidet.

IX.

Das Gericht.

Ein Dialog *)

Catharina II. Gustav III.

und

das Publikum.

Publikum.

Schon wieder ein neuer Riß in dem großen Bande der Menschheit? Ist es nicht genug, daß in einem Theile Europens schon so schrecklich die Kriegsflamme wüthet, daß die heftigste Erbitterung dort unter den Augen und unter den Schilden Catharinens, Josephs und Abdul Hamids alle Greuel der Verheerung der Pest und Hungersnoth verbreiten! Mußt auch du *Gustav* diese Schrecknisse noch in dein Land übertragen, du *Catharina* auch diesen Theil deiner Länder, eben so elend als jene machen, damit keiner sich über den andern beschweren, keiner sich eines Vorzugs vor dem andern rühmen möchte.

Ha! Ihr seyd Fürsten! Ihr seyd unumschränkte Herrscher; niemand kann Euch heißen *ihw dieß!* und nie-

*) Dieser Dialog ist seinem wesentlichen Inhalte nach selbst bis auf die *Hauptausdrücke* aus den, von beiden Höfen überall publicirten Manifesten zusammengesetzt. Alle gegenseitigen *Beschuldigungen* und *starken Ausdrücke* sind daher keinesweges dem Verfasser zuzuschreiben. V.

niemand befehlen *unterlass das!* Ihr dürft nur winken und Tausende ziehn gegen einander. Es darf nur irgend eine Privatabsicht, irgend eine flüchtige Empfindlichkeit aufwallen, und Haab und Gut, Freyheit und Leben eurer Unterthanen stehn Euch zu Gebote! — Aber ist es denn damit ausgemacht, im Himmel und auf Erden? Mit Nichten. Was dort seyn wird, werdet ihr dort einst erfahren und schon hier ist ein Etwas, das auf einen Jeden eurer Schritte und Tritte, auf eine jede eurer Minen und Geberden schaut, dem nichts, was Ihr daheim oder auswärts thut und wollet, entgeht, das zwar nicht immer eine jede despotische Hand entkräften und jeden unbändigen Ehrgeiz fesseln kann; aber das stets frey und streng urtheilt und richtet, jedes große Edle und Nützliche warm und laut erhebt und ehrt, aber auch jedem Unmenschlichen, Unedlen, Unköniglichen, ohne Ansehen der Person, unerbittlich den Stab bricht.

Dies Etwas und seine Rechte erkannten und ehrten, so lange Menschenrechte nur einigermaassen galten, alle wirklich großen und edlen Häupter der Erde und gingen in diesem Bewußtseyn als in einem stärkenden Sonnenscheine einher. Die niedrigen Großen fürchteten es sclavisch und, ob sie gleich diese Furcht hinter eine, nur noch heftigere, Raserey zu verbergen suchten, knirschten sie heimlich mit den Zähnen darüber, indem sie öffentlich seiner hohnlachten.

Dies *Etwas* bin *Ich*. Mich kannte und ehrte Friedrich der große, mich ehrte bisher Joseph, mich
 G 2 ehr.

ehreſt du vorzüglich, Catharina, ingleichen auch du Guſtav. So zeigt auch Euch hierin ohne Wandel, ſo beginnet dann nicht, eh Ihr Euch nicht vor meinen Richterſtuhl geſtellt und Rechenschaft abgelegt habt, warnm ihr Fehde beginnet und euren Unterthanen das Mordſchwert in die Hand gebt. Jetzt iſt es Zeit zu zeigen, daß nicht Euer Thron, daß Euer Denken und Beginnen Euch über die niedre Handlungsart gemeiner Seelen erhebe, daß ihr nicht bloß in eurer Krone und auf eurem Bruſtſatze, ſondern unter demſelben, in eurem Herzen einen Diamant tragt, der nur um ſo herrlicher glänzen muß, je mannichfaltiger und ſtärker das Licht iſt, worin er erſcheint.

Tretet dann auf, *Catharina* und du *Guſtav* und ſagt an, was euch nach göttlichen und menſchlichen Rechten zu dieſem Kriege bewog, damit ich richte, auf weſſen Seite Recht und Gerechtigkeit ſey.

Catharina.

Ich habe nie deinen Richterſtuhl geſcheut, und zum Beweiſe, daß ich ihn auch dieſmal nicht ſcheue, will ich zuerſt meine Rechtfertigung beginnen, wiewohl mein unruhiger Vetter die Feindſeligkeiten zuerſt angefangen hat.

Ich kann dreißt und freymüthig behaupten, daß die in den, zwifchen Rußland und Schweden in den Nyſtädtchen und Aboſchen (*ewigen!* —) Frieden getroffene Verabredungen, von mir niemals verletzt worden ſind. Nach dem letzten Traktate gelangte mein Oheim *Adolph Friedrich*, Herzog von Holſtein mit meiner



Genehmigung und Beyhülfe zum schwedischen Throne und ebenfalls durch meine kräftige Verwendung folgte ihm der itzt regierende *Gustav* der Dritte. Urtheile selbst, ob es mir nun nicht kränkend seyn muß, in meinem Alter noch einen so starken Beweiß der Undankbarkeit dieses, von mir so geliebten, Veters zu erfahren. Jemehr er bisher die Bande zu fühlen und zu ehren schien, wodurch ihn Blutsverwandtschaft und Erkenntlichkeit mit mir verknüpfte, desto schwärzer erscheint itz auf einmal *die List*, die *Gewalthätigkeit* und die *Verletzung der Treue und des Glaubens*, die, trotz jener natürlichen und Nazionalverbindung, die *heimückischen* Unternehmungen des Königs von Schweden gegen mich und mein Land begleiten.

Publikum.

Gustav! Gustav! was wäre der Niedrigste Deiner Unterthanen, wenn man ihm solche Beschuldigungen mit Wahrheit ins Gesicht sagen könnte.

Gustav.

Fürchte nicht, daß ich diese Beschuldigungen so schweigend über mich ergehen lassen werde. Ich erkläre sie für Lug und Trug und habe ihnen vielleicht eben so viele wieder zurück zu geben.

Seit den 17 Jahren, daß ich Schweden regiere, habe ich zuviel Beweise gegeben, wie sehr ich wünsche mit meinen Nachbarn in Friede und Eintracht zu leben; als daß ich noch nöthig hätte diese meine Gefinnungen vor dir herauszustreichen. Besonders habe ich es mir angelegen seyn lassen, mit meiner Nachbarin *Rußland* das gute Vernehmen zu erhalten,

was während der Regierung meines Vaters obgewaltet hatte. Wundern wirst du dich indessen vielleicht, wenn ich dir sage, daß schon damals dies gute Vernehmen: nichts weniger, als, von ihrer Seite, herzlich gemeint war. In den letzten Lebensjahren meines Vaters wurden schon eine Menge Intriguen gespielt, und obgleich dies während meiner ganzen Regierung gegen mich so fort gegangen ist, so opferte ich doch bisher meine Empfindlichkeit der allgemeinen Ruhe gern auf. Ich dachte die gute Kaiserin seye vielleicht durch *falsche* und *übertriebene* Nachrichten irre geführt, und mein gleichförmiges Betragen würde sie endlich zum Nachdenken bringen; sie würde ihre Augen auf ihr wahres Interesse richten, mir endlich Gerechtigkeit widerfahren lassen und aufhören *Zwietracht und Harm in dem Innern einer Nation zu erregen*, die durch meinen Muth wieder vereinigt war, und schon den edlen Trotz hatte, die Bande zu zerbrechen, welche die Geschäftigkeit ihrer Nachbarn, zu Gunsten der Anarchie und der Unordnung, um sie gefchlungen hielt.

Publikum.

Nun die Beschuldigungen sind sich ziemlich gleich, aber wie steht's um die Beweise?

Catbarina.

Was mich anbetrifft, so darf ich wohl nur zur Bestätigung meiner Auslage dies Einzige anführen: Als dieser *Fürst* (Vetter darf ich ihn wohl nicht mehr nennen, da er mich nur unter den Namen Kaiserin und Rußland zu kennen scheint) auf eine gewaltsame Weise in Schweden

den die Regierungsform, worauf sich die Macht des Staats und die Freyheit des Volks gründete, über den Haufen warf, und so die Alleinmacht errang, habe ich bis jetzt mein Recht, mich seinem Verfahren zu widersetzen, nicht geltend gemacht, obgleich die Verträge beyder vorhin erwähnter Friedensschlüsse offenbar dadurch verletzt sind.

Rücke mir nicht vor, daß ich aus Privatneigung hierdurch dem geheiligten Rechte der Volksfreyheit etwas vergeben habe, und daß ich dafür verdiene, gleich einer verzärtelnden Mutter oder zu nachsichtigen Freundin, mit Undank gelohnt zu werden. Nicht immer ist Freyheit, Freyheit! Ich dachte, diese, durch Gustav bewirkte Revolution, würde seinem Lande wohlthätig, und den Nachbarn nicht nachtheilig und lästig werden.

Gustav.

O diese Nachricht sollst du mir nicht unvergolten vorgerückt haben. Erwinnere dich nur an die Zeit, wo du dein Land mit einem schweren, langen und blutigen Kriege belastetest. Ob er gleich für dich glücklich lief, war er doch mit Hungersnoth, Pest und *Aufruhr* vergesellschaftet, deren Schrecknisse so gar bis zu deinem Throne hindurch drangen. Du sahst dich genöthiget deine Truppen aus allen Grenzorten zu ziehn, um dem bedrängten Moskau zu Hülfe zu eilen und dich selbst gegen das ungestüme Andringen des Rebellen Pugatschef zu sichern. Hätte ich damals Böses mit Bösem vergelten wollen, (denn es war kurz nachher als du alle Mühe angewandt

G 4

hat-

hattest meinen Thron zu erschüttern) so hätte ich dir, gute Kaiserin, wohl solche Streiche versetzen können, die *nicht* *blos* *deinem* *Land* geschmerzt haben würden. Aber ob dieß gleich, nach allem, was vorgefallen war, wohl zu *entschuldigen* *gewesen* wäre; so glaubte ich doch: Großmuth sey edler, als Rache, und hoffte dich durch mein Betragen von den geraden und lautern Gefinnungen zu überzeugen, denen ich, in dem ganzen Laufe meiner Regierung, zu folgen, mir von Anfange an vorgesetzt hatte.

Bey diesem friedfertigen Bezeigen, edles Publikum, liefs ich es nicht bewenden. Ich wollte nichts versäumen, auch den kleinsten Groll auszurotten, der, wer weiß durch welche weibliche Eifersucht, sich in dem Herzen der Kaiserin finden mochte; ich hoffte jeden Funken von Nationalhaß auszulöschen, der so mannigmal, über beyde Lande, in Kriegsflammen zusammengeschlagen war. Ich suchte zu dem Ende, durch persönliche Bekanntschaft mit der Kaiserin, sie sowohl von meiner Freundschaft und Ergebenheit gegen sie, als auch von meinem aufrichtigen Verlangen, Friede und Eintracht zwischen beiden Staaten zu erhalten, Selbst zu überzeugen.

O wie gern, theure Catharina, denke ich noch itzt des Beginnens und des ersten Genusses unserer persönlichen Bekanntschaft, das meinem Herzen eine so süße Täuschung zurückruft! Wie selig waren die Zeiten, wo ich; thöricht freylich, aber doch wonnevoll wähnte, die große Catharina sey meine persönliche Freundin. Wie oft, wenn ich die glücklich-

lichten Tage meiner Regierung — meines Lebens zurückrechnete, weilte ich zehnfach lange bey dem Tage, wo ich glaubte Dein Herz, Undankbare, gewonnen zu haben, wo dein betrüglicher Blick, voll des erquickendsten Wohlwollens, auf dem von innigster Verehrung durchdrungene Gustav ruhte. O denke ich noch itzt, nach so manchen bitteren Beweisen meiner damaligen Täuschung an die Zeit zurück, so möchte ich es noch heute versuchen, ob Catharina für mich je wirklich das werden könnte, was sie damals dem Scheine nach war.

Catharina.

Wozu diese Männerheucheleyen, Gustav! Hoffst du mich, oder das Publikum zu bestechen. Traust du diesem nicht mehr Scharfsinn zu, und glaubst du ein funfzehnjähriges Mädchen vor dir zu haben, das von deinen Schmeicheleyen, wie ein Wetterhahn von jedem Windstosse sich lenken lasse. — Ich bin zu alt geworden in der Welt, als daß glatte Worte noch mein Herz zu umschlingen vermöchten. Ich war damals was ich schien, was du warst, weiß die Welt und ich. Meine Gesinnungen haben Thaten gezeigt, die deinen nicht minder.

Von seiner Seite, richtendes Publikum, entdeckte sich, schon kurz nach unsern freundschaftlichen Verträgen, die kühne Neigung dieses Königs zur Störung der Ruhe in Norden. Bald wandte er sich an mich, bald an *Dänemark*, schlug einem jeden insgeheim eine Verbindung vor, in der Absicht, die schon zwischen uns beyden obwaltende

Freundschaft zu zerstören. Ob ich nun wohl diesen Versuch auf den Grund sah, erwiederte ich doch weiter nichts darauf, als: ich würde zu jeder Allianz geneigt seyn, die nicht auf die Störung der Ruhe in Norden abzwecke. Dieser mißlungene Versuch schreckte jedoch diesen nach *Hader schmachtrenden König* nicht ab, ähnliche zu machen.

Publikum.

Genug der Vorrede. — Ich wünschte Ihr kämt Beyde näher zur Sache. Laßt das Vergangene bey dem Vergangnen. Vorwerfen und vorrücken ist für Kinder, und kindische Weiber und Greise. Die Frage ist hier: Wer ist Schuld an dem zu beginnenden Kriege, und wer vermag die Last der Ungerechtigkeit auf den andern zu wälzen? —

Gustav.

Ich berufe mich noch einmal geradezu auf die Kaiserin, ob ich irgend etwas verkümt habe, Ihrer Person sowohl als dem Russischen Reiche, mein Zutraun und die friedlichen, freundschaftlichen Gesinnungen zu zeigen, welche ich für uns beyde nützlich erkannte. Aber gerade, als ich hiernach am eifrigsten bemüht war, als ich am stärksten auf eine festgegründete und beständige Vereinigung verharrete; suchte der Minister der Kaiserin, im Verborgenen durch heimliche Reden und Handlungen, den Geist der Uneinigkeit und der Anarchie wieder aufzuregen, den ich schon im Anfange meiner Regierung glücklich erstickt hatte. Die Kaiserin gab ihm nicht nur die Anschläge dazu, sondern bezahlte ihn auch reichlich

lich für seine Mühe. Der Graf *Rasumowsky* suchte das Innere meines Staats zu verwirren, indem er den gehelligten Charakter eines Friedensministers auf das schändlichste mißbrauchte, und noch obendrein, in seinen Berichten an die Kaiserin, mich feindseliger Absichten gegen Rußland beschuldiget.

Von jeher gewohnt mein Volk stets mit Vateraugen zu betrachten, und meine Unterthanen als meine Kinder zu lieben, fühle ich in diesem Augenblicke den Schmerz eines Vaters, der sich genöthigt sieht einen Fehltritt irgend eines seiner Kinder, öffentlich zu gestehn. Da aber dieser Fehltritt nicht sowohl aus einem unruhigen Wirbelgeiste meiner Untertanen selbst; als durch die fortgesetzten geheimen Bemühungen Rußlands veranlaßt ist; da nichts das Betragen meiner mächtigen Nachbarin, und die Gerechtigkeit meiner Beschwerden mehr ins Licht zu setzen vermag; da selbst allen redlichen Schweden daran gelegen seyn muß, daß Europa wisse und erfahre, was für Uebel dem Staate gedrohet, was für Komplotte selbst gegen meine Person geschmiedet wurden, gerade zu der Zeit, da wir uns des erquickenden Friedens am aller sichersten freuten; damit man wisse und erfahre, was für noch schrecklichere Absichten, als die Erregung eines verheerenden Krieges hinter dieser geheuchelten Mäßigung und Freundschaft *Rußlands* verborgen lagen; so sehe ich mich leider genöthiget diese traurige Enthüllung der Wahrheit zu unternehmen. Dann wird Europa den ununterbrochenen Gang der Herrschsucht und des Vergrößerungs-
trieb

triebes erkennen, welcher zu jeder Zeit die russische Kaiserin charakterisirt hat; woraus, nur unter etwas verschiedener Form die Ränke entstanden, die vor 16 Jahren Polen zertheilten, die *Krimm* sich unterwürfig machten, und den armen Herzog von Kurland so gern von Land und Leuten vertrieben hätten.

(Er schwieg einige Minuten, und fuhr dann mit gen Himmel erhobenen Augen und Händen in einem emphatischen Tone also fort:) Es ist traurig zu denken, daß die geheiligten Worte, Freyheit und Unabhängigkeit, gleich dem angebeteten Namen eines Gottes der Barmherzigkeit und des Friedens, *fast immer* das Signal zu Mißthelligkeiten und Zerrüttung sind. Aber so groß ist die der Menschheit anhängende Schwäche, daß gerade das, was am sichersten das Glück der Menschheit befördern soll, nur zu oft die Ursach ihrer Unglücksfälle und der Verheerungen ist, welche der Krieg nach sich zieht.

Es ist eine seit vielen Jahren bekannte Sache, daß Rußland kurz nach dem Frieden bey Abo, den Plan entwarf, *Finnland* von Schweden zu trennen, und es, unter dem seltsamen Vorwande, es unabhängig zu machen, in eine russische Lehnspvinz, wie Kurland itzt schon ist, zu verwandeln. Damals gelangte dies Projekt freylich nicht zur Ausführung, aber nicht, weil es Rußland freywillig aufgegeben hätte, sondern weil die Anhängigkeit der Finnländer an Schweden nicht wankend zu machen, und ihr Andenken an die, unter *Karl XII.* von den Russen erregten, Verwüstungen noch zu lebhaft war. Catharina hob ihre
damals

damals nicht ausführbaren Grundsätze und Plane sorgfältig auf, und suchte sie bey der ersten ihr günstig scheinenden Gelegenheit in Ausübung zu bringen.

Gelegenheit findet leider die spärende Hinterlist bald. Der Abfall eines vornehmen Officers, der bey einer großen Befehlshaberstelle in Finnland mein Vertrauen und das Vertrauen dieser Provinz sich erworben und befeffen, mir aber nachher mit Undank gelohnt hatte und in Russische Dienste gegangen war, erweckte zuerst wieder die schlafenden Plane Russlands. Man gebrauchte diesen Abtrünnigen als die Hand, um den Saamen des Aufruhrs auszuwerfen. Gegen das Ende des Jahrs 1786 liefs die Kaiserin sogar einen andern Officier, unter einem nichtigen Vorwande, das finnische Gebiet durchziehn, die festen Plätze rekognosciren und die Gesinnungen der Einwohner erforschen.

Die Reise der Kaiserin nach Cherfon unterbrach diese Operationen auf einige Zeit, aber nachher erneuerten sie sich wieder desto eifriger, und diese letzten, schon angeführten Kabalen ihres Ministers, beweisen es unwidersprechlich, das sie Absichten auf die Ruhe Schwedens und selbst auf meine eigene Person hatte.

Catharina.

Du hast eine schöne Rede gehalten, König, die deinen längst als Redner erworbenen Ruhm bestätigt. Aber so nachdrücklich dein Vortrag ist, so fehlt ihm doch noch eine Kleinigkeit — die Wahrheit und die Beweise. —

Zur

Zur Widerlegung der mir vor dir, Publikum, von diesem Könige so fälschlich beschuldigten Absichten brauche ich mich nur auf die Beweise meiner Gesinnungen zu berufen, die jedermann in die Augen fallen. Als Schweden auf das härteste vom Mangel gedrückt wurde, und dieser großsprechende Vater seines Volks ihm nicht mehr zu helfen wußte, da verfuhr ich es mit Getreide, da erlaubte ich bloß seiner Willen den Handel mit Viktualien an den Gränzen, und machte die Ausfuhr zollfrey. Und wie arglos ich auf die zwischen uns geschlossenen Verträge baute, erhellt doch wohl deutlich genug daraus, daß ich bey dieser Gelegenheit, als die Türken treulos den Frieden brachen, meine Festungen an der Schwedischen Gränze weder mit Truppen noch mit Ammunition hinlänglich verfuhr.

Er hingegen benutzte diese Gelegenheit auf das hinterlistigste, zur Erreichung seiner längst ausgebrüteten, ungerechten Absichten. Ich rüstete zur Unterstützung meines Kriegsheers gegen den *Feind des christlichen Glaubens* nach dem mittelländischen Meere eine Flotte aus. Ob ich nun gleich die Absicht dieser Zurüstung dem Könige von Schweden so gut als andern europäischen Monarchen frühzeitig genug bekannt gemacht hatte; so fing er dennoch an außerhalb und innerhalb seines Reichs das Gerücht zu verbreiten: es sey diese Unternehmung gegen Schweden gerichtet. Er suchte dadurch das Volk gegen mich zu erbittern, und die von seiner Seite gemachten Zurüstungen, als Vertheidigungsanstalten zu beschönigen. Jedermann

mann kannte die reine wahre Absicht und seine *Verläumdung* fand daher an keinem Europäischen Hofe Glauben. Dennoch fügte er noch eine zweyte hinzu: als ob nämlich mehrere meiner Freunde und so gar mein ganz besonderer Bundesgenosse *Dänemark* seine Unternehmungen gegen mich unterstützten.

Gustav.

Ehen diese Kriegserklärung der Pforte war für die Kaiserin von neuen Veranlassung, doppelt wirksam an der Erregung der Zwietracht und der Unruhen in Schweden zu arbeiten, weil ihr die alte, schon seit 1739 bestehende Verbindung zwischen Schweden und der Pforte furchtbar schien. Ob ich dies gleich wohl einfah, so that ich doch alles Mögliche, Rußland von meinen friedlichen Gefinnungen zu überzeugen, ohne jedoch freylich auf der andern Seite eines mir so innig verknüpften Alliirten zu vergessen. Ich habe der Kaiserin dreymal meine Vermittelung angeboten, die sie doch wahrlich nicht so hätte von der Hand weisen sollen, da ganz Europa den Kredit und den Einfluß Schwedens bey der Pforte kennt, welcher sich beständig gleich geblieben ist, seitdem sie dem bedrängten *Karl XII.* eine Freystatt in ihrem Gebiete erlaubte.

Gerade aber zu der Zeit, als ich mir diese undenkbare Mühe gab, wagte der *Graf Rasumowsky* einen Schritt, der alle seine bisherigen beleidigenden Handlungen weit übertraf. Er übergab unter dem Scheine der Freundschaft eine Ministerialnote, worin er auf das hinterlistigste versuchte, den König von dem

dem Volke zu trennen. Dieser Schritt und die Ausdrücke jener Note mußten mich natürlich sehr verdrießen. Ich that, was Klugheit und Pflicht mir für meine und meines Volks Sicherheit eingab: machte diese Sache den mir freundschaftlich gesinnten Europäischen Höfen bekannt und entfernte von meiner Person einen *Privatmann*, der auf das Völkerrecht nicht mehr Anspruch machen konnte, weil er es schändlich gemißbraucht hatte. Ja ich gebrauchte *alle mögliche Schonung* bey diesem Schritte, weil ihn die Kaiserin noch immer als ihren Gesandten anerkannte und glaube hierdurch keinen geringen Beweis meiner Hochachtung vor ihrer Person gegeben zu haben.

Carolina.

Lafs sehn, wie weit diese Schonung, deren er sich rühmt und die dadurch bezeigte Hochachtung gegen mich geht. Ich verfah mich noch nicht seiner feindseligen Absichten, als er seine Flotte in die Ostsee sandte. Im Anfange des Monat Julius segelten einige meiner, nach der Mittelländischen See bestimmten Schiffe auf der Höhe der Insel *Dago*. Eine Fregatte der schwedischen Flotte begegnete einem derselben, auf welchem sich auch der Viceadmiral *von Desin* befand und verlangte den Gruf, unter dem Vorwande, es befinde sich auf derselben, der Herzog von Sudermannland, Bruder des Königs. Der Viceadmiral verweigerte diese Ehrenbezeugung der schwedischen Flotte, indem er sich auf einen deshalb festgesetzten Friedensartikel berief. Inzwischen erwies

wies er sie dem Herzoge von Südermannland, als meinem Vetter und Bruder des Königs, mit 13 Schüssen. Zugleich fandte er einen Officier an den Herzog, um ihm die Ursach seines Verfahrens anzuzeigen. Dieser erhielt nun folgende seltsame Antwort: man wisse zwar diese Verabredung wohl, aber man habe von dem Könige Befehl, bey jeder Gelegenheit, diese seiner Flagge gebührende Ehrenbezeugung einzufordern.

Noch hatte ich nicht Zeit gehabt, über dieß beleidigende und herausfordernde Betragen eine Erklärung zu verlangen, als ich die zweyte nicht weniger unangenehme Nachricht erhielt: dafs der König meinen Gesandten in Stockholm habe andeuten lassen, sich wegzubegeben. Dies war gerade zu einer Zeit, als dieser Minister die bündigsten Versicherungen meiner unwandelbaren Freundschaft gemacht hatte. Wie der König dieser Erklärung diese sonderbare Deutung geben kann, als wollte ich dadurch ihn von der Nation trennen, begreife ich nicht, da es bisher noch kein Fürst beleidigend gefunden hat, wenn wohlwollende Gefinnungen nicht nur für ihn, sondern auch für seine Nation geäußert wurden. Ich hoffte indessen noch immer, dafs irgend ein leicht und friedlich zu lösendes Mißverständniß ihn zu diesen Uebereilungen gebracht hätte, und eine nähere Erläuterung, fernere Feindseligkeiten verhüten würde. Aber unmittelbar nachher wurde mir von meiner Finnländischen Grenze berichtet, dafs schwedische Kriegsvölker dieselbe beträten, mein unbeschütztes

Phil. Blicke 1, B. 1, St.

H

Zoll

Zollamt aufgehoben, einen Officier und zwey Soldaten, die nichts Feindliches vermuthend, unbewehrt auf einem Kahne fahren, erschossen, in die Vorstadt von Nystadt gedrungen wären und das Schloß umringt und zu beschiefsen angefangen hätten. Schonungen, menschenfreundlicher König, die ich freylich nicht genugsam zu erkennen vermag! — Ehe ich noch irgend eine Ursach des Krieges kannte, mußten meine Grenzen schon die Wirkungen desselben auf eine Art empfinden, die nur von *räuberischen Barbaren* erwartet werden kann. Ein so aufgeklärter Europäischer König sollte die Waffen wenigstens nicht eher ergreifen, als bis er die Ursachen, die ihn dazu bewegen, gehörig angezeigt und gerechtfertigt hätte.

Gustav.

Erzürne Dich nicht, erhabene Kaiserin, der Zorn möchte dein durch heitere Ruhe so ehrwürdiges Antlitz, womit Du bisher stets öffentlich ersiehst, entstellen. Was übrigens diese Beschuldigung anbetrifft, so ist sie doch wohl auffallend ungerecht. Ich begab mich an der Spitze meiner Armee, um mich in Güte mit der Kaiserin zu verständigen, und mich der Ruhe einer so wichtigen Provinz zu versichern. An der Spitze meiner Armee hoffte ich, durch *freundliche Worte* die mir schuldige Genugthuung an einem Minister zu erhalten, welcher seinen geheiligten Charakter gemißbraucht hatte. Ich hoffte Rußland bewegen zu können, meine Vermittlung in den türkischen Angelegenheiten anzunehmen, und so meiner Verpflichtung gegen dieses Reich

Reich Genüge zu leisten; ich hoffte endlich von der gerechten und billigen Denkungsart der Kaiserin eine Entschädigung für die Kosten einer Zurüstung erwarten zu können, die ich leider zu machen genöthigt gewesen war. Dieß hoffte ich alles in Güte ohne Schwerdttschlag zu erlangen; aber eine Verkettung von mancherlei Umständen führte plötzlich den Bruch eines Friedens herbey, dessen Erhaltung sechzehn Jahre hindurch das Ziel meiner Wünsche gewesen war. Leichte Russische Truppen hatten meine Vorpösten in Savolax angegriffen. Der Officier, der in meinem Namen in dieser entlegenen Provinz kommandirte, sah Feindseligkeiten an der Grenze verübt, hielt natürlich den Krieg für begonnen und blockirte, *seiner auf diesen Fall vorrühigen Ordre* zu Folge, das Schloß Nystäd. Er wollte und mußte sich dieses wichtigen Postens bemächtigen, um diese entlegenen Provinzen von der Verheerung der, in Russischen Diensten stehenden, barbarischen Horden schützen zu können. Die Nachricht hiervon gelangte bey der Flotte an, und setzte auch diese in Thätigkeit. Und nun entschied freylich eine von dem Herzoge von Südermannland gewonnene Seefchlacht für den Ausbruch des Krieges, den ich, wie in die Augen fallend ist, so sehr mit aller möglichen Sorgfalt zu verhüten gesucht hatte. Ein Beweis davon ist, daß ich die seltene günstige Gelegenheit vorbeyleief, sieben von meiner Flotte eingeschloßne Russische Orlogschiffe in meine Gewalt zu bekommen.

Auch itzt will ich meine Neigung zum Frieden noch nicht ganz unterdrücken, und versichere hiedurch, daß ich geneigt bin, jede honorable Friedensvorschläge, die die Kaiserin mir etwa anzubieten geruhen möchte, zu hören; nur muß ich zur allgemeinen vorläufigen Bedingung machen, daß der Ottomannischen Pforte sogleich ein sicherer und vortheilhafter Friede bewilligt werde. Und nun urtheile Publikum, ob man gerechter, mäßiger und nachgiebiger seyn kann? —

Catharina.

Dieser Hohn, womit er noch seine Treulosigkeit und sein Unrecht erhöht, giebt dem Rechte auf meiner Seite in den Augen Gottes und der Menschen das sichtlichste Uebergewicht. Freymüthig, aber innigst bekümmert, habe ich meinen Unterthanen diese *freche Verletzung der Treue und des Glaubens* bekannt gemacht; sie aufgefordert, mit mir vereinigt zu Gott zu beten, daß er meiner gegen diesen neuen Feind mit Zuversicht gesandten Armee seinen Segen verleihe, und sie gleich ihren Vorfahren in der gerechtesten Vertheidigung ihres Vaterlandes triumphiren lassen möge.

Was auch immer geurtheilt werden mag, so ist Wahrheit und Recht auf meiner Seite. Ich sehe frey und schuldlos umher an dem Blute derer, die da fallen.

Publikum.

Richte zwischen Euch, wer da will und kann, ich begehre es nicht. Aber ich begehre auch weder an der Stelle dessen der Recht hat, noch dessen der Unrecht hat

hat zu seyn. Was ihr einander beschuldigt, es sey Wahrheit oder Lügen, ist schrecklich und ärgerlich. Reden so die Götter der Erde, was sollen die, die sie als Staub an ihren Fußsolen betrachten. Sagt ein König zu einer Kaiserin: du betrügst! und eine Kaiserin zu einem Könige: du lügst! können die sich einander der schändlichsten Laster zeihen, klagen sie sich öffentlich vor der Welt ihrer auf das bitterste an; was soll dann hiernach der Grad der Sittlichkeit niederer Menschen seyn, wie hier Redlichkeit und Treue gelten, wenn sie dort öffentlich gebrochen wird.

Wehe euch beyden, wenn ihr kämpft, und Blut, Jammer und Elend über eure Unterthanen bringt! Wehe dem der ungerecht streitet, und seine Schändlichkeit hinter einen Hügel schuldloser Leichen verbirgt; aber wehe auch dem, der um gerechter Ursach willen beginnet! Er kauft mit fremdem Gut, um andrer Menschen Leben, ein Hirngespinnst. — Wird einst, wenn der große Richter die Wage zieht, das kleine Wörtlein *Recht* in der einen Schale, die andern alle, Menschenleben, Elend, Jammer, Waisen, Wittwen, Hunger und Kummer aufwiegen? — Und göffet ihr ein Meer von Thränen der Reue mit hinein, sie würden es nicht! —

Spare deine Mühe, gutes Publikum, du erreichst das Ohr dieser Erhabenen nicht. Vergebens

fuchst du" durch den sanften Hauch der gefunden Vernunft und Menschenliebe ihre Herzen zur Nachgiebigkeit zu erwärmen; vergebens stellst du ihnen vor, daß die Felder schöner grünen würden, die die Arme der tausende bearbeiteten, als die, die ihr Blut düngte; vergebens träumst du wie weit wohlthuender es sey für Fürst und für Bauer in Frieden seines väterlichen Weinstocks und Kohlstrauchs zu genießen, als mit den tobenden Wellen des Krieges zu kämpfen. Näher und schrecklicher ziehn Wetter auf Wetter zusammen.

Was ist es aber in dem Menschen, das Sinn gegen Sinn und Hand gegen Hand so starr aufhebt? daß ihm Krieg und Kriegsgeschrey, Mord und Blutvergießen nicht nur gleichgültig, sondern wohl gar so reizend machen kann, daß er freywillig und um nichtiger Urfach Land und Leute, Haus und Hof, Weib und Kind verläßt und dem Schalle der Kriegsmusik naheilt? Was kann in dem Geschöpfe, das *Mensch* heißt und *frey* ist, so gewaltfam wirken, daß es sich bey Taufenden um einer Urfach, die es nicht weiß und begreift, zur Schlachtbank hinschleppen läßt?

Zwey Dinge, das *Natürlichste* und das *Unnatürlichste!* Der *Hunger* und der *Ehrgeiz!* —

Aber was bedarfs der Waffen um den Hunger zu verjagen? Nimm den Grabscheid in die Hand
und

und arbeite; so wird er noch eher dich fliehn! —
 Leicht gesagt. Aber wenn nun der Ehrgeitz diese
 arbeitende Hand von dem Grabſcheid hinwegreißt? —
 Seht hier find ich ein Drittes, was die Meisten feſſelt
 und fortſchleppt, was wie an einem Faden hundert-
 tauſend Arme, auf einen Wink aufhebt, um hun-
 derttauſend Schädel zu zerſpalten; — *die Men-
 ſchenfurcht!* — Ein Stock treibt Hunderte vor
 die Mündung der Kanonen, und das kleine Wört-
 lein *Marſch!* aus dem Munde eines Einzigen, jagt
 Schaaren in Sümpfe und Fluthen, auf Berge und
 Höhen, in Tod und Hölle! —

Iſt dir dies unbegreiflich, Jüngling, ſo gieb
 genau Acht auf die Handlungen der Menſchen und
 ihre Triebfedern; lerne, erfahre und denke und
 hüte dich, daß dir am Ende deines Lebens nicht
 noch vieles unbegreiflicher iſt, als itzt!

V.

X.

U e b e r

H o r a z e n s 28^{te} O d e
des ersten Buchs.

Alle Ausleger find, so viel ich weiß, darüber einverstanden, daß Horaz in dieser Ode zwey Personen redend einführe, einen Schiffer, und den Schatten des Archytas. Schon ganz mit dieser Idee vertraut, geht man gewöhnlich an die Erklärung der Ode, ohne sich einfallen zu lassen, daß noch ein andrer Weg möglich sey. Der Beweis für einen solchen Dialog, den man hier zu finden glaubt, beruht einzig und allein auf dem Wörtchen *Me* v. 21. Dies Wörtchen verwickelt uns in eine Menge von Schwierigkeiten, und erzeugt diejenigen Härten, die meinem Gefühl nach alle bisherigen Erklärungsweisen nicht haben vermeiden können.

Es ist schon kein gutes Zeichen, daß die Commentatoren uneins sind, wo der Schiffer zu reden aufhöre, und wo der Schatten des Archytas anfangen. Ist diese Ambiguität wirklich vorhanden, so ist sie gewiß sehr fehlerhaft; und wer den richtigen Geschmack und das feine Gefühl eines Horaz kennt, der wird ihn kaum einer so offenbaren Sünde wider die Aesthetik zeihen wollen.

Nach der gewöhnlichen Erklärung, die schon *Labinus* in seine Paraphrase aufnahm, und welcher
auch

auch Hr. *Jani* gefolgt ist, läßt man den Archytas mit dem siebenten Verse anfangen — und das mag freylich, wenn die Ode durchaus Dialog seyn soll, noch immer das Erträglichste seyn. Aber gleichwohl läßt sich noch viel dagegen einwenden. Zuförderst wird kein Sachverständiger, wenn er diese Ode zum ersten Male liest, auf den Gedanken gerathen, daß bey v. 7. die Rede eines andern anfangt, wenn Hr. *Jani* es ihm nicht in seinen Noten sagt. Er wird ganz unbefangen bis v. 21. fortlesen, in der Meinung, daß noch immer eine und eben dieselbe Person rede. Nun erst wird ihn plötzlich das Wörtchen *Me* stutzig machen. Es fehlt also durchaus an einem natürlichen Abschmitt, und die Worte: *Occidit et Pelopis genitor etc.* als Antwort auf die vorigen Aeußerungen des angeblichen Schiffers, würden unbefschreiblich matt seyn. Man denke sich nur folgende Ideenverbindung:

Der Schiffer. Du bist todt Archytas, und alle deine Weisheit hilft dir, zum Tode Gebörner, nichts.

Archytas. Auch Pelops Vater mußte sterben, und Tithonus, und Minos und Pythagoras u. s. w. Wir müssen alle sterben — auch ich wurde in den Wellen begraben.

Da diese Antwort des Archytas nichts anders enthält, als eine Ausführung und Fortsetzung des ersten Gedanken, den man dem Schiffer in den Mund legt: Alle Weisheit hilft dem Sterblichen nichts, so muß sie nothwendig unerträglich matt werden. Der Dialog erfordert immer ein gewisses

Feuer, und hierin wäre eine unerträgliche Kälte. Besser würde es noch auf jeden Fall seyn, die Worte des Schiffers fragweise zu nehmen:

Musstest auch du sterben, Archytas, und konnte deine Weisheit dich nicht vom Tode erretten?

Und nun die Antwort des Archytas:

Ja, wir müssen alle sterben — Auch Pelops Vater starb u. s. w.

Aber dann glaube ich würde Horaz dies durch irgend ein Fragwörtchen angedeutet, am wenigsten aber den zweyten Satz mit dem ersten durch das Wörtchen *nec* verbunden haben.

Eine zweyte Schwierigkeit ereignet sich bey dieser angenommenen Erklärung in den Worten: *Judice te v. 14.* So kann Archytas nicht füglich zum Schiffer reden, dessen Auctorität sich nicht auf die Philosophie erstrecken kann. Gleichwohl lesen alle Handschriften so. Herr Jani verändert daher *te in me*, welches er auch in den Text aufgenommen hat.

— Hanc veniam petimusque damusque vicissim.

Wenn nur viel durch diese Veränderung gewonnen würde. Die Inconvenienz fällt freylich weg, daß der Schiffer so ohne alle Urfach zum pythagorischen Philosophen gemacht wird — aber das *judice me* macht die ganze Stelle matt und kalt. So konnte Horaz füglich nicht schreiben. Wenn Archytas sagt: Auch Pythagoras starb, *nach meinem Urtheil* ein vortreflicher Lehrer der Natur und der Wahrheit — wer fühlt alsdann nicht das *Profaische* und das *Gefickte* in dem *judice me*?

Man

Man müßte also einen andern Weg versuchen, um die Theile der Ode und des darin enthaltenen angeleglichen Dialogs in die gehörige Harmonie zu bringen. Ich übergehe die Erklärungen andrer Gelehrten, die größtentheils willkürlich sind, und führe nur noch die einzige an, die Hr. *Herzlieb* in den Anmerkungen zu seiner Uebersetzung gegeben hat. Er entwickelt den Plan der Ode also:

Der Schiffer findet den Leichnam des Archytas liegen. Er erstaunt, als er ihn findet. So hat denn, ruft er aus, auch dieser große Mann zu den Schatten wandern müssen? so rettet keine Wissenschaft, kein Streben nach Weisheit vom Tode? Seinem Geiste kommt nun das Andenken aller großen Männer der Vorwelt entgegen — er durchläuft sie mit flüchtigem Blick, und endigt mit der allgemeinen Betrachtung: Eine Nacht erwartet uns alle. — — Mit einem male erhebt sich der Geist des Archytas voll Ernst und Feyerlichkeit: Auch mich begrub der stürmende Notus u. s. w.

Herr *Herzlieb* hat sehr richtig gefühlt, daß alles bis v. 21. im ununterbrochenen Zusammenhange ist. Aber wenn nun plötzlich, wie ein *Deus ex machina* der Geist des Archytas erscheint und anhebt: Auch mich begrub u. s. w. so ist das höchst unnatürlich, und die Rede des Schiffers hat so wenig ein schickliches Ende, als die Rede des Archytas einen schicklichen Anfang.

Diese Schwierigkeiten, die man hier überall antrifft, haben mich bewogen von der gewöhnlichen

Erklä-

Erklärung abzugehen. Durch die Veränderung eines einzigen Buchstaben verschwindet der Schiffer und der redende Archytas, und es spricht nur der *Dichter*. Man verändere nämlich das *Me* v. 21. in *Te*, wie schon Heinsius, aber aus andern Gründen vorschlug, so stürzt die ganze Hypothese von einer so wunderbar-dramatischen Ode über den Haufen. Wir haben nun Empfindungen des *Dichters* bey dem Tode des Archytas, zu denen Horaz wahrscheinlich keine andre Veranlassung hatte, als das Vorbild irgend eines griechischen Dichters, der vielleicht als Zeitgenosse den Tod dieses berühmten Mannes besungen hatte. Man weiß ja, daß die meisten Oden des Horaz solche Nachahmungen aus dem Griechischen sind. Zu beweisen, daß *Te* die richtige Lesart sey, kann ich nichts weiter sagen, als daß die Ode dadurch den natürlichsten Zusammenhang erhält.

Der Plan der Ode würde nun folgender seyn: Auch du, Archytas, ruft der Dichter aus, bist ein Raub des Todes geworden — Umsonst ist alle deine Weisheit — denn du warst dem Grabe bestimmt. So starben die berühmtesten Männer, so starb selbst Pythagoras. Sterblichkeit ist aller Menschen gemeinsames Loos. Der Held findet sie in der Schlacht und der Schiffer in den Fluthen. So fandest auch du, Archytas, dein Grab in den Wellen. Du aber, vorüberfahrender Schiffer, fährt der Dichter in einer Apostrophe fort, streue Staub auf seine Gebeine! dann wirst du den Stürmen entgehn, und der Himmel wird deinen Handel segnen. — Wo nicht

nicht so wird dich und deine Enkel der Fluch treffen.

Man vergeffe nur bey dieser letzten Apoftrophe nicht, daß sich Horaz mit feinen Empfindungen in eine ferne Vergangenheit veretzt. Er fingt ganz dem griechifchen Dichter nach, dichtet ganz aus der Seele deffen, der den unbegrabnen Leichnam am Ufer vor fich fieht. Aus diefem Gefichtspunkt betrachtet, fcheint mir alles die gröfste Deutlichkeit zu erhalten.

Ich füge noch eine nach diefem Plan gearbeitete Ueberfetzung hinzu, damit man im Stande ift, das Ganze better zu überfehen, und empfehle meinen Vorfchlag der Prüfung der Kenner.

Dich des Meeres, und der Erde, und des
Zahlenlofen Sandes Meffer, o Archytas,
Dich befchränket *) am Matinifchen Geflade
Eine Hand voll Staub!
Reif zum Tode **) frommte dir's nicht,
Aufgetrebt zu haben bis zum Lufigewölbe,

Und

*) *Cohibere* heißt eigentlich *zusammenhalten und befchränken* — Die erste und natürlichste Bedeutung, die man dem Worte auch hier geben muß. Der Uferland, worauf der Leichnam lag, war jetzt der engebegränzte Raum, über welchen hinaus sich die Wirkfamkeit dieses Mannes, der einft Erde und Himmel maß, nicht erstreckte. Nur ein kleines Häuflein Sand befchränkte ihn jetzt.

**) *Morituro*, nicht wie Herr Jani fagt: *cum in ea ingenii et doctrinae magnitudine semper tamen esset moriturus*; son-

Und im Geist der Pole Ründung einft um-
wandelt feyn.

Ja, fo farb' auch Pelops Vater,
Tifchgenofs der Götter — fo Tithonus
Durch die Luft entrückt, — und Minos,
Den zu tiefer Weisheit Jupiter geweiht —
So der Panthoide, *) den der Tartarus itzt
fefelt,

Wiederum hinabgefandt zum Orkus,
Mocht' er immer durch den abgerifsnen Schild
Als Trojas Zeitgenossen fich urkunden,
Der dem fchwarzen Tode
Nichts als Haut und Nerve hingegeben.
Dieser war doch, wie du felbst gerichtet,
Kein verwerflicher Ergründer der Natur und
Wahrheit.

Aber — aller harret Eine Nacht, und Einmal
Müffen wir des Todes Pfad betreten.
Die Erinnen der Schlacht bereiten jene Krieger
Mars dem Wilden zum Schaufpiel —
Gier'ge Fluthen find des Schiffers Grab!
Jünglinge und Greife fchlichten fich zu Tod-
tenhügeln auf,
Und der harten Proferpin' entrinnet
Nicht ein einig Haupt!

So

fondern vielmehr, *cum jam in eo effes, ut mortem oppete-
res* — da du dem Tode reif warft.

*) *Pythagoras*, der im trojanifchen Kriege *Euphorbus*,
ein Sohn des *Panthous*, gewelen war.

So begrub auch dich des sinkenden Orions
 Stürmender Gefährte, Notus,
 In der Wogen Tanz Illyriens! — —

Aber du, o Schiffer, spare nicht unholdig
 Zu verspenden eine Hand voll Staub für die
 Gebeine

Für den unbedeckten Schädel dort.

O dann mögen Stürme in dem Abendmeere
 Drohen — du bist sicher!

In Venusias Wäldern da verbrausen sie.

Dich umströmet des Gewinnstes Fülle

Vom Vergelter Zeus, und von Neptun,

Des heiligen Tarents Beschützer- *) — —

Ha! du ächtest nicht den Frevel,

Der dem schuldenlosen Enkel noch Verderben
 dräut?

Ja ich wähne, dein nicht minder harret

Schreckliche Vergeltung und gerechte Buße.

Schon empfind' ich meines Fluchs Erfüllung —

Keine Opfrung wird dich je verführen!

Treibt dich Eile? — Hier ist keine Zögerung!

Dreymal streust du Staub und seglest

Dann in Frieden.

*) Man denke sich den Schiffer, der gleichwohl vorbeysegeln will, so wird die zunehmende Heftigkeit des Affekts im Folgenden sehr natürlich.

H.

XI.

Aus einem Briefe.

Braunschweig

Sicher wird Ihnen die Nachricht Vergnügen machen, daß unser Freund der P. B. seine gemeinnützige Unternehmung, die Herausgabe *der Zeitung für Städte, Flecken und Dörfer, insonderheit für die lieben Landleute alt und jung*, nach angefangener Weise ununterbrochen fortsetzt. Sie bleibt sich an Reichhaltigkeit, Belehrung und Unterhaltung gleich, und so wie der Verfasser von seinem einmal angenommenen Tone nicht abweicht, so gewöhnt sich das Publikum nach und nach immer mehr daran, und unberufene Urtheiler reißen nicht mehr den Mund über so manches hohnlächelnd auf, wie anfangs.

Wer hat indessen nicht Gelegenheit die Erfahrung zu machen, daß jede eigenthümliche Manier, jedes, was das Ansehn von Selbstdenken und Abweichung vom Schlendriane hat, es sey worin es wolle, ein gleiches Schicksal erfahre. Man *moquirt* sich drüber, man ärgert sich, daß das *etwas besonders vorstellen* solle, man möchte es gern alles für *Ziererey* und *Künsteley* erklären, da doch jeder Schlendrian, eben weil er maschinenmässig und einförmig ist, als unnatürlich und mit der Regsamkeit eines unverdorbenen, ungeschwächten und freyen menschlichen Geistes streitend erscheint,

Sie

Sie wissen, wie sehr ich der Meinung bin, man müsse nicht groß in Kleinigkeiten seyn, und wer in unbedeutenden Dingen durchaus von den einmal angenommenen Sitten abgeht, der zeigt dadurch genugsam, daß er zu keiner andern Erhebung über das Gewöhnliche Kraft und Fähigkeit fühle. Aber gewiß ist denn doch auch, daß durch das Behohnlächeln alles dessen, was das Gepräge irgend einer Ungewöhnlichkeit an sich trägt, manche nützliche Unternehmung in der Geburt erstickt, und der wohlthätige Einfluß, den sie haben könnte, der Welt entzogen wird. Mancher kann erfinden und entwerfen, aber es fehlt ihm an Muth und Festigkeit das Erfundene und Entworfene über Kaltsinn, vor-eilige Urtheile, Spott und Neckereyen hinaus zu führen. Nicht selten hingegen sind die Muthigen und Kühnen, weder klug noch vorsichtig und geben dadurch genugsame Veranlassungen, nicht nur zu gerechter Mißbilligung, sondern auch zu superkluger Tadelsucht, die daher sich fogar für die Folge ein Recht zu einer stets gleichen Verfahrensart abstrahirt.

Unser Freund gehört, wie Sie wissen, zu den Seltenen, die sich durch dergleichen, freylich nicht sehr tröstliche und ermunternde, Betrachtungen von zweckmäßiger Ausführung eines gemeinnützigen Unternehmens nicht abschrecken lassen. Seine Zeitung, hat eine durchaus eigenthümliche Behandlungsart, wodurch sie sich unverkennbar vielleicht von allen Zeitungen in der Welt unterscheidet. Er suchte sich von Anfang an überall nach der Fassungskraft und den Bedürfnissen derer,

Phil. Blicke r. S. L. B. I für

für die er eigentlich arbeitete, zu bequemen. Er wußte, daß man niemanden zu sich hinaufzuziehn vermöge, wenn man sich nicht so weit zu ihm hinunter neige, daß man ihn abreichen könne; er wußte, daß es von jeher in der Welt, zu gewissen Zeiten und an gewissen Orten, nöthig gewesen sey, in Scherz und Laune Wahrheit und Weisheit einzuhüllen, um ihnen eine gute Aufnahme verschaffen zu können.

Freylich mochte er, besonders im Anfange, wohl ein wenig zu sehr nach Späßen oder lustigen Einfällen jagen, vielleicht auch nicht ganz so vorsichtig in der Wahl seyn, als er hätte seyn können, und dadurch sich noch mehr schiefen und vorwitzigen Urtheilen aussetzen. Inzwischen nahm der Absatz der Zeitung zu, sie wurde eifrig gelesen, und diejenigen Stellen, worüber man die Nase am meisten rümpfte, waren es vielleicht gerade, die eben diese hohnlächelnden Leser am meisten anzogen. Jetzt ist diese Zeitung nicht nur im Braunschweigischen, sondern in einem beträchtlichen Theile von Niedersachsen ein geschätztes und beliebtes Blatt; das auch in Obersachsen und dem übrigen südlichen Deutschlande, den *Soldat und den Bauer* und andere fliegende Blätter ähnlichen Gelichters vielleicht schon längst verdrängt haben würde, wenn nicht die vielen Provinzialismen, die es für Niedersachsen interessanter und verständlicher machen, ihre Ausbreitung in diesen Gegenden noch hinderten.

Er

Er hat übrigens, wie Sie wissen, dieß Institut zwar unter landesherrlicher ausdrücklich dazu ertheilter Erlaubniß, aber ohne alle Unterstützung angefangen und ausgeführt. Sie können leicht denken, mit was für Mühe und Beschwerden hier zu kämpfen war, und wie sehr er sich zu hüten hatte, durch diese patriotische Unternehmung sich und seine Familie nicht an den Bettelstab zu bringen, durch welche Aufopferung er sich ohnfehlbar noch obendrein den Tadel des Publikums würde zugezogen haben.

Die Mittel, ein solches Blatt unter die Leute zu bringen, sind so mannichfaltig, der Debit und die Art des Absatzes so komponirt, die Maschine überall so zerbrechlich, daß sie der Verfasser, zumal da er auf dem Lande lebt, unmöglich in Ordnung erhalten könnte, wenn er nicht einen alten würdigen Freund in Braunschweig hätte, dessen Haus sich aus Freundschaft für ihn und zur Beförderung des Guten, ohne den geringsten Gewinn dieses beschwerlichen Geschäfts größtentheils unterzöge. So haben auch noch itzt, wie sehr auch der Eifer für patriotische Beförderung des Guten, im Ganzen genommen, gesunken seyn mag, hin und wieder gute und gemeinnützige Unternehmungen ihr Daseyn und ihre Fortdauer uninteressirter Wirksamkeit zu danken.

Aechter Aufklärungstrieb zeichnet sich hauptsächlich dadurch aus, daß er die Kunst versteht, jede Gelegenheit zu benutzen, wo die Seelenkräfte durch irgend eine wichtige oder interessante Erwartung oder Vorstellung in Regsamkeit gesetzt, einer erhöh-

tern Anstrengung *fähig* und eben deshalb *geneigt* dazu sind. Ein Saamenkorn zur *rechten Zeit* gesäet, geht auf und trägt Frucht. Ein *Wort* zu *seiner Zeit* geredet, findet nicht nur ein Plätzchen, sondern wirkt und nutzt, belehrt am leichtesten und sichersten, weil man nicht daran denkt, daß man belehrt werden, nicht fühlt, daß man *klüger* gemacht werden *solle*, und also weder Eitelkeit noch Eigensinn erweckt und gereizt wird.

Nach diesen Grundfätzen, denke ich, benutzte unser Freund die Luftfahrt Blanchard's in Braunschweig, und gab in den drey Messwochen ein Wochenblatt: *Blanchard der Luftschiffer*, in sieben Blättern heraus. Es ist eines physischen, historischen und anderweitigen mannichfaltigen und interessanten Inhalts; angenehm und belehrend geschrieben, aber freylich auch in dem Enthusiasmus für Blanchard, den Sie so oft in unsern vertraulichen Gesprächen belächelt haben. Man kann freylich die ganze Erfindung, die Luft zu durchsegeln nicht verwerfen, ihren Werth oder Unwerth eigentlich noch itzt nicht beurtheilen, weil man noch nicht einseht: *ob überall* und *in wiefern* sie für die menschliche Gesellschaft nutzbar könne gemacht werden? Noch ist sie es nicht, und der Anschein dazu sehr gering und unsicher. Aber gesetzt, die Erfindung stünde in dem ganzen Glanze der unterschiedendsten Nutzbarkeit da, und forderte so mit Recht alle die Bewunderung und Verehrung, die ihr in die'er Rückficht gebührte, so dünkt mich, würde die unerhörte Bewunderung und Vergötterung *Blanchard's* dennoch viel Lärm um Nichts und einem kindi-

kindischen Anstaunen gleich seyn, das gebildeten Nationen keinesweges ansteht. Blanchard's erste Luftreise mochte immerhin etwas Gewagtes seyn. Sie erforderte Muth und verdiente also, wie ich gern gestehe, die Bewundrung, die man einer jeden kühnen Unternehmung, bos weil sie kühn ist, aus Gefühl eigener Schwäche gewährt. Aber nun, da dieser Blanchard in der Welt, besonders in unserm lieben Deutschlande umher zieht, bald hier bald dort einmal aufsteigt, sich tüchtig dafür bezahlen läßt, es als einen Nahrungszweig ganz handwerksmäßig treibt, wo ist nun das Erhabene und Grose? — und wie ist hier diese *possenhafte* Bewunderung der *ernsten deutschen* Nation am rechten Orte? — Der Pöbel trägt ihn auf den Schultern, zieht seinen Wagen anstatt der Lastthiere. Der Zulauf erdrückt ihn beynah, obwohl seine kleine Figur nur einen sehr engen Raum bedarf. Dichter thun ihre milde Hand auf und belohnen ihn mit Unsterblichkeit, Damen bekränzen ihn, Fürsten behandeln ihn auszeichnend, überhäufen ihn mit bewundernden Lobsprüchen, kostbaren Geschenken, und das alles — weil er die grose, herrliche, nützliche That gethan hat — sorglos einige Stunden, für gute Bezahlung, durch die Luft zu segeln, — ein Geschäft, was ihm durch Gewohnheit ganz zur andern Natur geworden ist.

Wer vermag die Widersprüche alle zu lösen, die in dem Menschen und seinen Aeufserungen sind! Braunschweigs erhabener Herzog kam aus Holland wieder zurück. Er hatte einer ganzen Nation ihre

Ruhe wieder gegeben, Frieden und Eintracht hergestellt und gesichert, er hatte dadurch Tausende von Armuth, Verfolgung, Kummer und Elend errettet, er war Mondenlang abwesend gewesen, hatte die augenscheinlichsten Lebensgefahren überstanden, kehrte zurück, und brachte die Segnungen einer ganzen Nation mit über sein Vaterland, und — Braunschweigs Bürger sahn sich kaum nach ihm um! Er kam ans Thor, niemand jauchzte ihm entgegen — er fuhr durch die Gassen, kaum sah ein müßiger Knabe zum Fenster hinaus — er stieg vor seiner Thür aus, und — niemand empfing ihn, als ein Dutzend gekrümmter Hölzlinge! —

Blanchard reiste um 5 Uhr in die Luft, und kam um 8 Uhr wieder und war — durch die Luft gefegelt! Bey einem Dorfe, eine Meile von der Stadt, „nahmen ihn eine Menge Menschen zu Pferd und „zu Wagen in Empfang. Eine lange Reihe Reuter „Paar bey Paar zogen mit ihm dem Thore zu. Hier „erwartete ihn ein erhabener Triumphwagen mit „Fürstlicher Equipage, ein lauter Jubel empfing ihn, „und unzählige Menschen begleiteten ihn nach dem „Platze seiner Auffahrt, von da ins Schauspielhaus, „wo ein entsetzliches Vivat - Geschrey erscholl.“ Bey der Ankunft in seiner Wohnung war eine glänzende Gesellschaft vereinigt, diesen feyerlichen Tag recht würdig zu beschließen. Man bekränzte ihn, liebkosete ihn, überhäufte ihn mit Erstaunen, Freude, Bewunderung in Versen und Prosa — Wein und Punsch, Tanz und Gefang drehten ihn und die ange-

angesehnsten Familien der Braunschweigischen Bürger-
schaft in beständigem Wirbel umher, bis diese
überspannte Anstrengung in Ermattung versank! —

Ich hüllte mich in einen Mantel, schlich in den
dunkelsten, menschenleersten Theil der Stadt, zog
mismüthig diese Parallele zwischen damals und heute
und dachte: — *O Vaterland!* —

In dem obenerwähnten Wochenblatte sind unter
andern auch die Gedichte gesammelt, die bey dieser
Gelegenheit ans Licht gekommen sind. Ich glaube,
dass es Ihnen nicht unangenehm seyn wird, wenn
ich wenigstens folgendes Epigramm mittheile, wel-
ches mir wirklich nicht ohne allen Werth zu
seyn scheint.

Aetheris alta petunt homines; in viscera terrae
Descendunt; vastum trajiciuntque mare:
Sed tamen adfuctae redeunt habitacula terrae;
Hos reditus tantum trux Libitina vetat.

K.

Der Mensch erhebt sich in die Lüfte,
Durchwühlt der Erde tiefe Gräfte
Befährt die See und kömmt — durch Klüfte,
Durch Meer und Wolken — immer noch nach
Haus,

Ins Grab mit ihm! seht! diesmal bleibt er aus.

H.

Aehnlichen Inhalts ist dies auf die Aerostatische
Maschine:

I 4

Terra

Terra novi fat erat, terrae olim adjecimus undas,
Nunc undis tractus jungimus aërios.

Heu! mortale genus! Regno perdebat in uno,
Ocius ut perdat, nunc tria regna tenet.

Die übrigen deutschen Reimlein, z. E. der *Nachruf aller Zuschauer* bey Blanchards Abfahrt, das *Chor*, womit Blanchard im Schauspielhause empfangen wurde u. s. w. sollen zum Theil von berühmten Männern verfaßt seyn, (si fabula vera,) und sind auch allerdings von *entschiedenem* Werthe, wenigstens ihres Gegenstandes würdig! In dem einen heist es: trotz seiner (Blanchard's) Zeitgenossen Neid, sey *nun* (da er in Braunschweig aufgestiegen sey) sein Lohn (nichts Geringers als) — *Unsterblichkeit*, Ein anderes preist die Bewohner Braunschweigs glücklich, daß nun in dem Kranze, den ihm Unsterblichkeit um die Schläfe winde, sieh auch *durch alle Ewigkeit* Braunschweigs *Name* finde. Das *Chor* im Schauspielhause schließt sich im höchsten lyrischen Schwunge:

Glänzend ist dein Name: Blanchard!

Höre unsern Jubellang.

Ferne mag dein Ruhm erschallen,

Zonen - Jubel wiederhallen

Der durch hohe Lüfte drang.

Höre unsern Jubelschall,

Nur Wiederhall, Wiederhall, Wiederhall! —

(O quanta species, cerebrum non habet!)

V.

XII.

XII.

Ein Beytrag zur Geschichte der Räthsel.

Wenn man die Geschichte der Entwicklung des menschlichen Verstandes bey verschiedenen Nationen verfolgt, so wird man immer zuletzt auf einen Zeitpunkt stoßen, wo sich alle moralische Ideen derselben in sinnlichen Bildern darstellen, und wo ihre Sprache noch durchaus poetische Bildersprache in vieldeutigen Hieroglyphen ist. Dieses ist die Periode der Kindheit einer Nation. So wie in der Seele des Kindes die meisten Begriffe verworrenen Traumgestalten gleich sind, die der Phantasie in abentheuerlichen Bildern vorschweben, so sind auch bey solchen Nationen die meisten Ideen nur Träume. Ihre Gedanken sind Bilder, todte Kräfte sind ihnen handelnde Personen, und natürliche Wirkungen die Folge von dem unmittelbaren Einfluß eines höhern Wesens. So muß ihre Sprache poetisch werden, so wie es die Sprache eines jeden Kindes seyn würde, wenn es für seine Vorstellungen Wörter und Sprachkenntniß genug hätte. *Bildersprache* und *Bilderschrift*, *Symbole*, *Mysterien*, *Orakel*, *Sprüchwörter* und *Räthsel* haben das *Allegorische* mit einander gemein, worunter die Wahrheit verborgen ist, und ihr Ursprung gehört in die Zeiten, wo die Nation erst anfängt ihre Denkkraft zu entwickeln.

Es würde vielleicht vielen Dank verdienen, wenn man sich bemühte, so wie den unterscheiden-

den Character der eben genannten Arten zu bestimmen, so auch dasjenige genau anzugeben, worinn sie vermöge ihres gemeinschaftlichen Ursprungs aus einer und eben derselben Quelle übereinstimmen. Beides ist jetzt nicht meine Absicht, und erfordert große Kenntniß des frühesten Alterthums, und einen tieforschenden Blick. Indessen wird man den kleinen Beytrag zur Geschichte der Räthsel, den ich im Folgenden liefere, als eine Vorarbeit zu dieser Untersuchung ansehen können, und dabey mit Vergnügen dem Gange des menschlichen Geistes nachspüren.

Es ist schwer über die Entstehung der Räthsel etwas Befriedigendes zu sagen. Die Geschichte schweigt hierüber, und wir müssen bloß die allgemeinen Gesetze menschlicher Entwicklung zu unserer Richtschnur nehmen. Mir scheint es damit folgende Bewandniß zu haben.

So bald Menschen anfangen zusammen zu wohnen und in gesellschaftliche Verbindungen zu treten, übten sie ihre Kräfte auf mannichfaltige Art an einander — und Gesellschaft wurde die erste Ursache ihrer Entwicklung. Noch war die Natur in allen Dingen ihre Lehrerin, sie verschaffte ihnen sinnliche Erkenntniß, als die erste Grundlage alles menschlichen Wissens. Es regte sich bey ihnen die Begierde das Gelernte mitzuthemen, und sie wünschten eben so wohl zu *belehren* als *belehrt zu werden*. Aber noch war ihre Sprache ungebildet und durchaus sinnlich — ihre Belehrungen wurden also unverständlich, dunkel und

und räthselhaft. Die Beschreibungen sinnlicher Gegenstände, welche sie gaben, waren unvollkommen, und gaben nur *einzelne* Eigenschaften derselben an. Durch Vergleichung mit andern Dingen und durch eine plötzlich aufgefasste Aehnlichkeit suchten sie der Deutlichkeit zu Hülfe zu kommen — und hüllten unwillkürlich alles in Räthsel. Man achte nur auf die Sprache der Kinder, um diese Bemerkung gegründet zu finden. In der Armuth der Sprache, in dem Sinnlichen und Bildervollen des Ausdrucks, in der Verworrenheit der Vorstellungen bey noch fast ganz rohen Nationen liegt der erste Keim, woraus in der Folge sich eigentliche Räthselpoesie entwickelte.

Wir wollen diese Nationen nur noch um einen Schritt weiter verfolgen, bis dahin, wo sich ihre Empfindungen in Gefänge und Lieder ergießen, und wir finden in ihrer Poesie Beschreibungen, Schilderungen, vorzüglich aus der Natur, die durchaus als Räthsel vorgetragen sind, bey welchen man gewöhnlich zugleich den Aufschluß findet. Das älteste und prächtigste Gedicht der Morgenländer soll uns ein Beyspiel davon geben. Im Hiob geht die *Morgenröthe* hervor, wie ein Held, der die Missethäter auseinander treibt, den Räubern ihren Schutz und Arm, die Decke des Dunkels nimmt *), allen Dingen Gestalt

*) Man versetze sich unter wilde herumstreifende arabische Horden, die vom Raube leben, und des Nachts ihr Handwerk treiben. Die Araber pflegen noch jetzt vor der

stalt giebt, und wie mit neuaufgeprägtem Siegel sie verwandelt. Aus dem Leibe der Morgenröthe wird der Thau gebohren, ein zahlreiches Heer ihrer glänzenden Kinder. Wenn man hier die Morgenröthe nicht nennt und der Beschreibung die Form giebt: Wer ist der Held, der die Missethäter aus einander treibt? u. s. w., so hat man das schönste poetische Naturräthsel.

Fast ganz in der Form eines Räthfels finden wir bey eben diesem Dichter die Beschreibung des Straußes. Der Dichter *wollte* freylich kein Räthsel geben, aber vor plötzlicher Bewunderung nennt er diesen Vogel gar nicht, sondern der Strauß muß sich, wie Herder sagt, als ein Riese des Flugs mit Lauf und Luftgeschrey selbst mahlen, Die Beschreibung ist folgende:

Mit Lustgeschrey erhebt sich ein froher Fittig dort;
Ist's Storches Flügel und Kiel?

Der Erde vertraut er seine Eyer an,
Legt über den Sand sie, daß sie der erwärmt,
Und denkt nicht dran, daß sie ein Fuß zer-
trümmre,

Daß sie zertret' ein wildes Thier,
Ist hart auf seine Kinder: sie sind nicht fein:
Umsonst ist seine Geburtsmüh': doch er achtet's
nicht:

Denn Gott ließ ihn vergessen nachzudenken,
Vor-

der Morgenröthe auf den Raub auszugehen. Herder
vom Geist der Ebr. Poesie Th. I. S. 69.

Vorüberlegung theilt' er ihm nicht mit;
 Aber hebt er sich und spornt sich an zum Lauf,
 Verlachet er den Reüter und sein Ross. *)

So wird die Poesie oft zur Räthelsprache, und wir finden in den ältesten Gefängen einer Nation die ersten Spuren der Räthelpoesie. Nicht lange, so erwachte der Witz und der Scharffinn, und benutzte diese kühnen halbtreffenden Züge der frühen Kinder Sprache, und schuf sich Räthsel in allerhand Gestalten. Daher sind auch die ältesten Räthsel in poetischer Sprache abgefaßt, wie Simsons Räthsel beweist, und bey den Griechen vielleicht das Räthsel der Sphinx, und eben deswegen kann man ihre Erfindung in sehr frühe Zeiten hinaufftellen. Hr. Eichhorn sagt sehr richtig**), daß der Ursprung der Räthelpoesien in die Zeit fällt, wo sich die Prosa von der Poesie noch nicht geschieden hatte, das ist, in die frühen Zeiten der Bildung, wo sich die Sprache ordentlich zur Poesie erhebt.

Alle Nationen, mit deren Kultur wir nicht ganz unbekannt sind, kannten schon früh Räthsel. *Aethiopianer, Araber, Hebräer*, überhaupt alle *Morgenländer*. so gar *Scythen* — und endlich auch *Griechen*. Die Liebe zu dieser Beschäftigung des Witzes und des Scharffinns, die sich auf alle Nationen fortgepflanzt hat, und noch in unsern Tagen sichtbar genug ist, ist sehr natürlich.

*) Herder Geist der Hebr. Poesie Th. 1. S. 123.

**) Einleit. ins A. T., Th. 3. S. 578.

natürlich. Wir freuen uns immer, so oft wir Schwierigkeiten überwunden, so oft wir einen Knoten gelöst haben. Wir lassen unsre Klugheit und unsern Scharfsinn gern von andern bewundern, und nehmen es ihnen nicht übel, wenn sie von uns glauben, daß wir in dem Besitz gewisser geheimer Kenntnisse wären. Fühlen wir unsre Ueberlegenheit über andere, so sehen wir es gern, wenn sie uns Hindernisse und Schwierigkeiten in den Weg legen — weil ihre Besiegung unserm Ehrgeiz schmeichelt. Wir grübeln gern über die vorgelegten Fragen, um sie glücklich enträthseln zu können. Sind wir schwächer als andere, oder erreichen vielleicht unsre Kräfte die ihrigen gar nicht, so macht es uns abermals Freude den glücklichen Sieger zu sehen — wir bewundern ihn und freuen uns um so mehr seiner Kraft, je weniger wir die unsrige mit der seinigen in Vergleichung zu bringen wagen. Wir geben ihm gerne Gelegenheit seinen Scharfsinn zu üben, und prüfen ihn durch verwickelte Aufgaben. Dünken wir uns dem andern gleich an Kraft, und hoffen wir also ihn vielleicht zu übertreffen, so entsteht ein feuriger Wettstreit, so wie ihn die frühern Weisen und vorzüglich auch Könige in Räthseln begonnen. Ehre und Kostbarkeiten waren der Preis ihres Sieges, und reizten die Kämpfer, ihre ganze Weisheit aufzubieten.

Diese Züge des menschlichen Herzens, diese Neigungen, die schon mit uns gebohren werden, mußten bey Völkern, die jene sinnliche, bilderreiche, poetische Sprache hatten, sehr früh den Geschmack

schmack an Räthfeln wecken und ausbilden. So bald sie für die gefälligen Freuden fühlen lernten, so bald sie sich an festlichen Tagen versammelten, um gemeinschaftlich mit Speise und Trank sich zu erfreuen, erwachte ein rühmlicher Wettseifer und erzeugte jene Wettstreite körperlicher Kräfte, und der Kräfte des Geistes, die wir bey allen Nationen ohne Ausnahme finden. Musikalische Wettstreite und die Wettgefänge der Dichter zeigten sich unter den Uebungen des Geistes am frühesten. Sie waren gleichsam der Wettstreit der Empfindungen. Als sich nach und nach der Geist mehr entwickelte, als die Vorstellungen deutlicher wurden, zeigte man auch seine Kenntnisse, und begann den Wettstreit des Verstandes und des Urtheils. Man legte sich allerhand Fragen vor, die freylich nicht tief verborgne Weisheit enthielten, sondern sich auf sinnliche Gegenstände und ihre Erkenntniß bezogen. Doch fieng man bald an diese Fragen mehr zu verwickeln, und die Merkmale des zu beschreibenden Dinges zu verundeutlichen, wozu die poetische Sprache ein treffliches Hülfsmittel war. Man brachte eine absichtliche Dunkelheit in die vorgelegten Fragen, und suchte solche Eigenschaften des angedeuteten Gegenstandes auf, die mit einander im Widerspruch zu seyn und auf kein wirklich vorhandenes Ding zu passen schienen. So entstanden Räthfel, und die Kunst ihrer Erfindung und ihrer Auflösung. Sie waren der Prüfstein der Weisheit, so lange man noch keine Wissenschaft-

schaftliche Kenntnisse — oder vielmehr noch keine philosophische Systeme hatte. In Griechenland waren sie's noch zu den Zeiten der sieben Weisen, wurden aber in der Folge blos zur Unterhaltung in der Gesellschaft gebraucht, als sich die Philosophie mit ihren dialektischen Subtilitäten verbreitete, und den Scharfsinn auf eine reellere Art in Thätigkeit setzte; als Plato und seine Schüler in der Akademie die gelehrten Disputationen einführten, und eigensinnige und streitsüchtige Philosophen so gar bey den Symposien ihrer Systeme nicht vergessen konnten.

Wenn wir die Beschaffenheit derjenigen Räthsel untersuchen, die in jene frühen Zeiten der noch erst beginnenden Kultur hingehören — und das sind die Morgenländischen — so scheinen sie folgenden eigenthümlichen Charakter, wodurch sie sich von den später erfundenen unterschieden, gehabt zu haben.

1. Sie waren in Poesie gekleidet, wie sie es auch in jenem frühen Zeitalter nicht anders seyn konnten. Das waren sie auch noch bey den Griechen. Der Araber reimte die seinigen, und der Hebräer stellte sie nach seiner Weise in schönen Parallelismus.
2. Sie waren aus dem Kreise ihrer Erfinder genommen, und hatten also größtentheils Erscheinungen in der Natur, Thiere und ihre Eigenschaften, und die Handlungen der Menschen zu ihrem Gegenstande. Man sieng auch bald an Analogieen aus dem Reiche der Natur und der Sitten zu paaren. So setzte ein anderer zu dem Räthsel, das unten vorkommt

n. 3.

n. 3. zu den vier unerforschbaren Dingen noch ein fünftes hinzu aus dem Reiche der Sitten:

Gleich unauspäbar ist die Ehebrecherin:

Sie ißt und wischt den Mund und spricht:

Ich habe nichts gethan! Spr. Sal. c. 30, 20.

3. Sie waren endlich in ihrer ursprünglichen Einfachheit oftmals sehr unbestimmte Fragen, worauf mehrere Antworten passen konnten. Dergleichen Aufgaben mit ihrer Auflösung finden wir besonders in dem 30sten und 31sten Kapitel der Salomonischen Sprüchwörter, z. B.

1. *Dinge von prächtigem Gange.*

Drey Dinge haben stolzen Gang

Und auch des Vierten Tritt fällt schön ins Auge. *)

Der Löw' ein Heldenkönig unter den Thieren,

Nie kehrt er um vor Feindes Blick.

Der Hahn, der stolz auf seine Sporen tritt.

Der Widder, der vor seiner Heerde zieht.

Ein König, der aufbricht mit seinem Volk.

2. *Beschwerliche und unerrägliche Dinge.*

Drey Dinge sind der Erde selbst beschwerlich,

Und auch ein Viertes ist ihr unerträglich.

Der Sklave, wenn er König,

Der Narr, wenn er zu fatt ist;

Die

*) Der Ausdruck, der immer wieder vorkommt, *drey Dinge und das Vierte* u. s. w. steht blos des Parallelismus wegen da. Uebrigens enthalten diese beyden Verse gewissermaßen die Aufgabe oder Frage.

Die Gehafste, die nun Frau wird,
Und die Magd, die ihre Frau beerbt.

Das erste dieser Räthsel hat unstreitig weit mehr das Gepräge des Alterthums, als das letzte. Es ist ganz aus dem Kreise eines nomadischen Volks. Das letzte ist weit künstlicher und zugespitzter, und ver-räth einen spätern Erfinder.

3. *Vier verborgene Dinge.*

Drey Dinge mag ich auspähn nicht,
Und auch das vierte weiß ich nicht.

Des Adlers Weg in den Wolken,
Der Schlange Weg an dem Felsen,
Des Schiffers Weg in den Wellen,
Des Mannes Weg bey der Jungfrau. *)

Das letzte deutet die Bildung des Menschen im Mutterleibe an, dies unerforschbare Wunder der Natur. Herder macht auch noch die Bemerkung, daß die drey ersten Dinge wahrscheinlich nur des letzten wegen da stehen — und daß es die Manier des morgenländischen Räthsels sey, so vorzubereiten. Man sucht das letzte durch diese Art der Zusammenstellung, wo eine Gradation statt findet, vorzüglich zu heben. Eben das ließe sich auch von dem ersten, *Dinge von prächtigem Gange*, sagen. Das letzte:

Ein König der aufbricht mit seinem Volk,
steht in dem schönsten Parallelismus mit dem vorhergehenden — und das vorige scheint bloß feinetwegen da zu seyn.

Doch

*) Herder Geist der Ebr. Poesie, Th. 2. S. 285, ff.

Doch die Morgenländer hatten auch solche Räthsel, wo dem Scharffinn kein so großer Spielraum blieb, wie bey diesen zu wenig bestimmten Fragen: Räthsel, die sich mehr den bey uns gewöhnlichen näherten, wo es hauptsächlich darauf ankam, aus gewissen dunkel und verworren angegebenen Merkmalen einen bestimmten Begriff zu analysiren. Ein solches Räthsel legte Simson seinen Gästen vor — gab ihnen sieben Tage Bedenkzeit, und setzte einen großen Preis von dreyßig Hemden und dreyßig Feyerkleidern darauf. Es war dies eine Art von Wette — und im Morgenlande pflegten besonders Könige und Fürsten so mit einander zu wetteifern. Man denke nur an die Königin von Saba, die mit ihren Räthseln Salomo's Weisheit auf die Probe stellte. Salomo hatte auch einen solchen Räthselwettstreit mit dem König von Tyrus, *Hiram*. Ja die Könige hielten sich zu dem Ende weise und gelehrte Männer an ihren Höfen, die das mühevollen und schwere Geschäft der Auflösung statt ihrer übernahmen, indess sie sich selbst den Preis der Wette und die Ehre des Sieges zueigneten. Simson trug seinen Gästen das Räthsel also vor:

Simson. Ich will mit euch nun Räthsel sprechen;
Errathet ihr!

Antwort. So sage an dein Räthsel!

Wir hören an.

Simson. Vom Fressenden kam Speiße,
Vom Stark - Graufamen Süßigkeit.

Antwort. Süßser ist nichts als Honig!
 Stärker ist nichts als der Löw!
Simson. Hättet ihr nicht gepflügt mit meinem Kalbe,
 So hättet ihr nicht gelöset mein Räthsel.

Aehnliche Spuren von Räthseln und Räthselprüchen entdeckt man nicht nur im Jesus Sirach, sondern auch selbst in den spätern Schriften der arabischen Weisen, worin sich zum Theil diese uralte Weisheit erhalten hat. Das weitere Forſchen nach diesen Schätzen der früheren Weisheit überlaſſe ich den Kennern des Morgenlandes. Eine vollständige und geordnete Sammlung der Sentenzen, Sprichwörter und Räthsel eines Volks würde die beste Geschichte der Entwicklung desselben seyn. Denn nirgends offenbart sich der Gang des menschlichen Geistes deutlicher, als in solchen Spielen des Witzes und des Scharffsinns.

Ehe wir zu den Räthseln der Griechen übergehen, erwähnte ich nur noch ganz kurz der Aethioper und Scythen. Diese hatten ebenfalls ihre Räthsel und Symbole, deren sie sich häufig bedienten. Die *Gymnosophisten* der erstern gaben sich vorzüglich damit ab — und der Könige von Egypten Amasis hatte mit dem äthiopischen Könige einen Wettstreit in Räthseln und schweren Aufgaben begonnen. Amasis aber bediente sich zu ihrer Auflösung des scharffsinnigen *Bias*, eines von den sieben Weisen. Dieser mußte ihn auch aus der Noth helfen, als ihm der äthiopische König den schweren Auftrag gegeben hatte, das Meer auszutrinken. Könnte Amasis diese Forderung

auf

auf keine Art erfüllen, so sollte er eine Menge Dörfer und Städte in der Gegend von Elephantine, einer Stadt in Oberegypten, verlieren — wußte er sich aber herauszuhelfen, so sollte er eben so viel von dem Aethiopier gewinnen. Es konnte aber hierbey gar nicht die Rede davon seyn, daß Amasis das Meer wirklich austrinken solle; — dies wäre eine unmögliche Forderung gewesen, der sich tausend andere eben so unmögliche hätten entgegen stellen lassen — sondern es kam hier auf die Kunst an, den geheimen Sinn zu entdecken, in welchem die Worte der Aufgabe genommen wurden, um die Erfüllung einer solchen unmöglichen Forderung möglich zu machen. Bias liefs den Knoten ungelöst, schürzte aber einen andern eben so unauflöslichen davor. Amasis mußte nemlich antworten, er wolle das Meer austrinken, wenn der äthiopische König alle Flüsse der Erde aufhielte, daß sie dem Meere nicht unaufhörlich Zuflufs gäben. Und so war Amasis von seinem Verluste gerettet.

Räthselhaft oder vielmehr symbolisch war auch die Antwort, welche der äthiopische König dem Kambyfes geben liefs, als dieser Egypten erobert hatte, und auch in Aethiopien einzufallen drohte. Der Aethiopier schickte ihm nemlich einen Bogen, und befahl ihm den zu spannen, oder von seinen Persern spannen zu lassen. Der Bogen war sehr groß und stark und die weichlichen Perser konnten ihn nicht spannen. So wie ihr diesen Bogen nicht spannen könnet, war der Sinn dieses Symbols, so werdet ihr auch

nicht unfre Sieger werden. Man lernt daraus wenigstens den Geschmack des Volks an Symbolen und Räthseln kennen.

Eben so machten's die Scythen *) mit dem Darius Hystaspis, der in ihr Land eingefallen war. Sie schickten ihm einen Vogel, eine Maus, einen Frosch und fünf Pfeile, ohne ein Wort weiter dabey sagen zu lassen. Der Ehrgeitz des Darius erklärte diese unverständliche Sprache so, als wollten die Scythen dadurch ihre Unterwürfigkeit zu erkennen geben. Diese drey Thiere, meinte er, wären Bewohner der Luft, der Erde und des Wassers; diese drey Elemente wollten sie ihm also zusamt ihren Pfeilen und Waffen übergeben. Gobryas aber löste das Räthsel besser. Wenn wir nicht, ist die Meinung der Scythen, sagte er, wenn wir nicht durch die Luft fliegen können, wie die Vögel, nicht uns in die Erde verkriechen, wie die Mäuse, nicht in die Sümpfe springen, wie die Frösche, so werden wir diesen Pfeilen unfrer Feinde nicht entkommen — und diese Erklärung konnte er freylich durch das schreckliche Beyspiel eines Cyrus bestätigen.

Was

- *) Von dem Grade der Kultur und der Aufklärung dieses Volks wissen wir wenig oder gar nichts, und doch scheinen sie nicht ganz unbeträchtliche Kenntnisse gehabt zu haben. Abaris, Anacharis und Toxaris, sind keine unberühmte Namen. Männer, die nicht erst in fremden Landen alle ihre Weisheit lernten, sondern schon einen Schatz derselben dahin mitbrachten, den sie unter ihrem Volke gesammelt hatten.

Was die Griechen betrifft, so finden wir bey diesem Volke einen großen Hang zu solchen Räthelspielen. Sie müssen dieselben schon früh gekannt haben, wie die Geschichte des Oedipus lehrt, der das Räthsel, der Sphinx, löste. Ihr Scharffinn gab ihnen in der Folge Stoff genug, diese Spiele auf tausendfache Art zu vervielfältigen. Räthsel waren in frühen Zeiten bey ihnen eben so gut Prüfsteine der Weisheit, als im Morgenlande. Die sieben Weisen wetteifereten noch darin, und am meisten in einer Gattung derselben, die mehr in allerhand versteckten Fragen größtentheils aus der Natur und Politik, als in eigentlichen verwickelten Aufgaben bestand. Dergleichen Fragen kommen bey dem Verfasser des Gastmals der sieben Weisen, das man dem Plutarch zuschreibt, vor, z. B.

Fr. Was ist das Aelteste?

A. *Gott*. Denn er hat keinen Ursprung.

Fr. Was ist das Größeste?

A. Der *Raum*. Denn so wie die Welt alles andere in sich enthält, so schließt dieser die Welt in sich.

Fr. Was ist das stärkste?

A. Das *Verhängniß* — denn das allein ist unbefiegbar.

So auch einige bey Athenäus, B. 10. c. 20.

Fr. Was lehren wir alle Menschen, und wissen es doch selbst nicht?

A. Dafs wir eine Seele haben. *)

Fr. Was ist zugleich nirgends und doch überall.

A. Die *Zeit*. Denn sie ist zwar immer bey uns allen, aber doch nirgends wirklich vorhanden, weil sie keine körperliche Substanz ist, die einen gewissen Raum einnimmt.

Man sieht wohl, dafs diese Fragen sich auf mehrere Arten beantworten liefsen, und es kam nur darauf an feiner Antwort eine so subtile Wendung zu geben, dafs sie auf die vorgelegte Frage pafste.

Aber auch eigentliche Räthsel erfann man schon früh, um daran den Scharfsinn zu üben und zu prüfen. Kleobulus, einer der sieben Weifen, und seine Tochter Kleobulina waren besonders darin geschickt. Von dem ersten hat uns Diogenes von Laerte folgendes Räthsel auf behalten:

Es war ein Vater mit zwölf Kindern, und deren jedes hatte sechzig Kinder von zwiefach gestalteter Bildung — es waren diese weifs von Angesicht und jene schwarz — unsterblich zwar, und starben dennoch alle.

Das Fähr.

Die Auflösung ist leicht und die Erfindung scheint jenen früheren Zeiten ganz angemessen zu seyn.

*) Wahrscheinlich ist diese Aufgabe mit ihrer Antwort sehr alt. Der Kindheit einer Nation ist eine so ungereimte Antwort wohl zu verzeihen. Und so braucht man sich nicht weiter darüber zu ereifern, wie Casaubonus in seinen Anmerkungen zum Athenäus gethan hat. Er meint, man könne lieber antworten: die *Arzneykunst*, denn ein jeder wisse dem Patienten ein Mittel vorzuschlagen,

seyn. Spielender ist schon folgendes Räthsel der Kleobulina, das die Alten oft anführen, und dem sie ihren großen Beyfall geben:

Ich sah Eisen löthen im Feuer auf einen Menschen, so fest, daß es sein Blutsfreund ward.

Wer denkt dabey an das Abzapfen des Bluts durch die Schröpfköpfe?

Das Räthsel der Sphinx ist vielleicht das älteste das wir kennen; aber ob es in der Form ächt ist, in der wir es bey den Alten *) finden, ist eine andre Frage — Die Sprache verräth nicht jene Einfachheit der früheren Zeiten. Ganz kurz führt es Diodor von Sicilien **) also an:

Welches Geschöpf geht auf vier Füßen, auf zwey, und auf drey Füßen?

Auch in den Wechselgefängen der bukolischen Dichter kommen bisweilen dergleichen Räthsel vor, und man findet davon im Theokrit einige nicht undeutliche Spuren. Die beyden Hirten in der dritten Ecloge Virgils geben sich folgende Räthsel auf.

Dam. Dic, quibus in terris, et eris mihi
magnus Apollo,

Tris pateat coeli spatium non amplius
ulnas?

Men. Dic, quibus in terris inscripti nomina
regum

Nascantur flores? et Phyllida solus
habeto.

K 5 Wol-

*) Z. E. beym Athenäus, B. 10. c. 21. **) B. 4. c. 66.

Wollen wir nicht sagen, daß diese Dichter die Sitten ihrer Zeit in jene Hirtenwelt hinüber getragen haben, so mußte es schon früh im Gebrauch seyn, einen solchen Wettkampf in Räthseln anzustellen.

In den späteren Zeiten nahmen die Räthselbelustigungen bey den Griechen allerhand Gestalten an. Man findet davon eine umständliche Nachricht bey dem Athenäus B. 10. aus dem ich das Wichtigste mittheilen will. Die Griechen nannten alle ihre ängmatischen Spiele *Griphen* (*γριφοι*) — ein Wort, welches ursprünglich ein Fischernetz bedeutet — die Aufgaben mochten nun wirkliche Räthsel enthalten, oder nur solche Fragen seyn, wobey es mehr auf ein gutes Gedächtniß als auf Scharffinn ankam. So findet man bey dem Athenäus sieben Arten solcher Griphen, die es blos mit Buchstaben, Sylben und Wörtern oder Namen zu thun haben. Z. B. man sollte Fische oder Pflanzen nennen, die sich mit dem Buchstaben *A* anfangen, oder Verse herfagen, die gewisse Buchstaben entweder hätten oder nicht hätten — oder die sich mit einem gewissen Buchstaben anfangen und eben damit auch endigten, z. B. mit einem α

Αρχη δ' ἰσαμενη εἴσα πτεροεντα προσηυδα
mit einem ϵ

Ευρε Λυκαονος υἱον αμυμονα τε κρατερον τε
— oder solche Namen nennen, in welchen der Name eines Gottes vorkäme, als: *Diocles*, *Hermodorus* u. s. w. Man durfte nur ein gutes Gedächtniß und viel Uebung haben, um bey solchen Fragen den Preis zu erhalten, der demjenigen bestimmt wurde, der die mei-

meisten Wörter, Namen und Verse der verlangten Art und am schnellsten hergesagt hatte. Wie groß die Liebhaberey solcher Poffen war, sieht man daraus, daß man fogar ganze Gedichte hatte, worin kein Sigma vorkam — So hatte ein gewisser Tryphiodorus eine ganze Odyssee geschrieben, woraus mit vieler Mühe alle Sigma's verbannt waren — und fogar der ehrwürdige Pindar hatte sich zu dieser Spielerey erniedrigt, eine Ode ohne Sigma zu verfertigen, *ασιγμοποιηθεισαν*, wie sie Athenäus nennt.

Andre Griphen, die sich schon mehr den wirklichen Räthseln näherten, hüllten die zu beschreibende Sache in lyrischen Bombast — dergleichen findet man vorzüglich in den Fragmenten der griechischen Komiker — z. B. folgende komischlyrische Beschreibung eines Kuchens, der mit Honig und Milch zubereitet ist, in den Fragmenten des Antiphanes bey Athenäus a. a. O.

Geronnene Ströme von blökenden Ziegen,
Gemischt mit dem Seim der goldenen Biene,
Ruhn auf dem breiten Teppich der heiligen
Jungfrau,
Däo's Tochter, *) ins feine Gewebe
Von tausend Blättern zärtlich gehüllt.

Auch

*) Die heilige Jungfrau ist Ceres, eine Tochter der Däo. Der Teppich der Ceres ist die Unterlage der Torte, aus gewöhnlichem Mehl bereitet.

Auch das war eine Art von Griphen; wenn man, statt einen gewissen Namen zu nennen, die Figur der Buchstaben beschrieb, womit dieser Name geschrieben wurde. So hatte Euripides in seinem Theseus einen Hirten aufgestellt, der den Namen des Theseus auf diese Art beschreiben mußte. Man findet diese Beschreibung ebenfalls beym Athenäus a. a. O.

Und endlich die letzte Art der Griphen, die völlig mit unsern Räthseln übereinstimmt. Auch davon hat uns Athenäus einige aufbewahrt. Z. B.

I.

Nicht sterblich, und nicht unsterblich,
Sondern gemischt aus beiden Naturen,
Kein Mensch und kein Gott,
Stets neu geboren, um stets von neuem zu
sterben,
Unsichtbar, und doch einem jeden bekannt.

Der Schlaf.

2.

Es ist ein weibliches Wesen,
Das trägt seine Kinder im Schoofse,
Stumm sind die Kinder —
Doch weit schallt ihre tönende Stimme
Ueber die Wogen des Meeres,
Und über die Feste des Landes
Dem Sterblichen, der sie vernehmen soll.
Der Abwesende hört sie,
Und taube Ohren verstehn sie.

Dies

Dies weibliche Wesen ist ein *Brief*, im Griechischert weiblichen Geschlechts η επιστολη. Seine Kinder sind die Buchstaben, sie sind stumm, und doch reden sie mit unsern abwesenden Freunden.

3.

Es sind zwey Schwestern,
Die eine ist der andern Mutter,
Und die die Mutter war, wird wiederum der andern Tochter.

Tag und Nacht.

Wer Lust hat seinen Scharffinn zu üben, für den will ich noch ein viertes Rathsel hersetzen, wovon Athenäus sagt, es sey allgemein bekannt, und dessen Auflösung er nicht hinzugefügt hat.

Fünf Männer, eilten mit zehn Schiffen an einen Ort, und stritten mit Steinen — doch konnten sie nicht heben den Stein — Sie starben vor Durst, und das Wasser stand ihnen über das Kinn.

Die Auflösung solcher Räthsel und Griphen machte, wie schon vorhin gesagt ist, einen grossen Theil der gesellschaftlichen Unterhaltung bey den Griechen auch noch in späten Zeiten aus. Ein jeder gieng wohl vorbereitet, und zum Kampf gerüstet in die Gesellschaft, und lernte viele Verse und Namen auswendig, von denen er glaubte, das sie ihm in den mannichfaltigen ängmatischen Spielen nützlich werden könnten — und brachte einen Vorrath verhänglicher Fragen mit, womit er die Gesellschaft belästigen wollte. Wir überlassen diese Art der Beschäftigung den Kindern und Knaben, und

unfre

unstre Gesellschaften sind dafür um ein gutes Theil fader und schläfriger — oder auch ausgelassener und indecenter, wenn auch nicht ausgelassner, als *manche* griechische Symposien, doch gewiss weit mehr, als sie's bey unsern Begriffen von Wolfstand und Tugend seyn sollten. Ein solcher Wetteifer des Verstandes, des Witzes, des Scharffsinns oder auch nur des Gedächtnisses hat in der That einen unbefehrblichen Nutzen — und man sollte darauf bedacht seyn ihn unter niedrigen und höheren Ständen, bey Kindern und Erwachsenen in jeder Klasse der Menschen nach Maafsgabe der Fähigkeiten und Kräfte einer jeden zu befördern und aufzumuntern. Dann würde sich aus mancher zahlreichen Versammlung die öde Stille entfernen, wobey uns oft zu Muthe wird, als befänden wir uns in einer Libyschen Sandwüste, in der wir nach frischem Wasser lechzen. Und aus einer andern würde das fade Gewätsche verbannt werden, das von alten und jungen Lippen strömt, das dem Klugen Mitleid und Unwillen erregt, und den noch unerfahrenen Jüngling und das unschuldige Mädchen verdirbt und zu ähnlichen Thorheiten fortreißt.

Um diese gesellschaftlichen Unterhaltungen der Griechen aufzumuntern war es nöthig, daß man Belohnungen und Preise einführte für den, der das Räthsel löste, und Bestrafungen für den, der es nicht errieth. Athenäus, Pollux und Hesychius geben von beiden Nachricht. Man hat sich umsonst bemüht ihre ganz verschiedenen Ausfagen zu verein-

einigen, weil man nicht bedachte, daß die Belohnung und Bestrafung etwas willkürliches war, das man nach Belieben abändern konnte. Ein Gericht mehr, eine doppelte Portion Fleisch war wohl der älteste Preis in jenen frühen Zeiten, da die Nation noch ganz sinnlich war, und da man auch den vornehmsten Gast nicht besser zu ehren wußte, als wenn man ihm einen ganzen Schweinerücken oder eine Rinderkeule vorlegte. Dies wechselte in der Folge verschiedentlich ab, bald mit einem Becher voll Wein, bald mit einem Blumenkranz, womit man den Sieger bekrönte, bald mit dem bloßen Beyfall der Gesellschaft und andern äußeren Ehrenbezeugungen. Blieb das Räthsel unaufgelöst, so mußte derjenige, dem es vorgelegt war, einen Becher mit Wasser trinken, das oft zu noch größerer Strafe mit Salz vermischt war. In diesem Fall erhielt der andre, der das Räthsel aufgegeben hatte, die Belohnung und die Ehre des Siegs. Oft waren diese Räthfelspiele auch wirkliche Wetten — man setzte irgend einen Preis aufs Spiel, den sich der Sieger als sein Eigenthum nehmen durfte.

H.

XIII.

Einige Bemerkungen
über
unfere junge Dichter
und ihre Verführungen.

In vorigen Zeiten d. h. etwa vor fünfzig Jahren, befanden sich unter einer Menge junger Studirender, immer nur äußerst wenige, die außer andern nöthigen Talenten, auch Talent und Lust zur Poesie fühlten, oder zu fühlen glaubten.

Jetzt ist das leider umgekehrt. Jedes Lyceum und jedes Gymnasium kann uns in einigen seiner Sekundaner und Primaner angehende Belletristen, oder Arbeitsbienen an dem Honigstocke so manches Musenalmanaches, wenigstens Jünglinge zeigen, die auf Rechnung der guten Mutter Natur, (als welche den Dichter leider schon *geboren* werden läßt!) — eine gar unbeschreibliche Lust äußern, nichts geringeres, und leider auch *nichts nützlicheres* *), als deutsche Dichter zu werden.

Und

*) Was werden unsere jungen Dichterlein' hiezu sagen? denen die Aufbauung einer Welt eine Kleinigkeit dünkt, gegen das Schweiß- und Angstvolle Ausbrüten eines Minnefangs! — Aber was würde auch selbst ein verdienter Dichter dazu sagen, wenn er es läse? und doch — *Klopstocks Messade*, was ist der Nutzen davon? — *Klopstocks in der Messade erschöpfte Geisteskraft*, auf *Menschenglick und bürgerliches Wohl* verwandt, was hätte die *wirken können!*

V.

Und doch werden wir jetzt nach gerade auch der guten Dichter immer weniger bedürfen; je mehr unsre Nation in der Kultur weiter fortschreitet, je mehr wir anfangen unsre untern Seelenkräfte den obern wirklich unterzuordnen, je mehr wir bey unsrer Moral überdachtes Räfonnement der frömmsten Empfindung vorziehen, und je mehr wir lieber durch kalte Ueberzeugung, als durch Rührung zum Handeln gebracht seyn wollen.

Der Dichter wird mit der Zeit ganz und gar der Moral und der Religion entbehrlich seyn, und man wird ihn überall, wo er nicht blos *vergnügen* oder *belustigen* und durch beides etwa, das, was wir seinen Ton und Urbanität nennen, verbreiten will am unrechten Ort antreffen.

Abgerechnet, dafs es nun für die Welt nichts weniger als nützlich wäre, wenn sich sogar viele Mentchen, gewerks - oder professionsmäfsig *) auf die Künste des Vergnügens und Belustigens legen, und für diese vom Staate, Brodt und lebenslängliche Versorgung **) u. s. w. verlangen wollten; so ist es auch

*) d. h. nicht, wie auf ein Nebenwerk, sondern mit Aufwand seiner besten Zeit und mit besondern Studium und Fleiße. Denn so müfste jeder schöne Künstler sein Fach bearbeiten können, wenn der Staat von ihm die Bildung des Geschmacks und der Sitten seiner Bürger erwarten, oder wenn der Künstler diesen nur nicht nachtheilig werden sollte.

**) Und doch ist es so, und so in den kultivirtesten Staaten. Ja diese Diener und Dienerinnen des Vergnügens erhalten
Phil. Blicke r. B. i. S. L ten

auch überdem eine gar kitzliche Sache, sich dem gebildetern Theile des Publikums unaufgefodert und absichtlich als Belustiger, oder als unterhaltender Gesellschaftler oder als Bilder des Geschmacks und der feinen Sitten darzustellen. *)

In-

ren am ersten und reichlichsten Verforgung, vielleicht weil der Lohn des eigenen Bewusstseyns desto geringer ist. Wie schwer hält es, einem ausgedienten Staatsbedienten, Soldaten, Jugendlehrer u. s. w. ein kümmerliches Brotsamlein in seinem Alter zu verschaffen; hingegen Musiker, Hofmahler, Schauspieler, Sänger und Sängerinnen erhalten mit vollen Händen. Auch ist doch meistens in jeder Hauptstadt, selbst Deutschlands, ein Dichter, der auf seinem Lorbeer ruhend, irgend eines Fürsten mildere Hand dies Hauptkissen zu verdanken hat. Aber was Wunder! Sie forgen und mühen sich — für's Vergnügen!

Der Jüngling muß sehr herab gekommen seyn, der seine Plaisirs nicht gern und mit voller Hand bezahlt, wenn er auch nicht einen Heller für seinen und andrer Nutzen übrig hat.

- V.
*) Als ich vor einigen Jahren eine kleine periodische Schrift für die Jugend herausgab, habe ich Gelegenheit gehabt, diesen gewaltigen Pruritus, des Druckenlassens poetischer Geistesgeburten, zu bemerken. Wiewohl diese Schrift sich nicht viel über die Stadt, worin sie erschien, und deren Nachbarschaft ausdehnte, so wurde ich doch, ohne daß ich darum je gebeten hatte, sehr reichlich damit überschüttet. Es ist nicht zu sagen, wie weit die Jämmerlichkeit und Abentheuerlichkeit der Poetereien und die Selbstsucht der jungen Musenöhne und Töchter ging, die mich damit beehrten. So erhielt ich einmal ein langes Gedicht, wo wenigstens in zweyhundert Hexametern ein Sperling unter der Lustpumpe sein Leid klag-

Indefs geschieht dies doch täglich! — und be-
sonders hat die Dichtkunst vor allen ihren Schwestern
L 2 das

klagte, und dergleichen mehr. Vorzüglich plagte mich eine junge Dichterin, so daß ich mich endlich einmal öffentlich darüber erklären mußte, weil sie mir ihren Namen aus Bescheidenheit (ich hatte nie danach gefragt) verschwiegen hatte. Ich erklärte: „ich hielt
„es für eine sehr verschiedene Sache, für sich seine Ge-
„fühle haben und es sich damit wohl seyn lassen, als
„sie in Reime bringen und dem Drucke übergeben. Im
„ersten Falle gieng es keinem Menschen auf Erden et-
„was an und es könne niemand auf die eine oder an-
„dere Weise darüber urtheilen; im zweiten aber räume
„ich dies Recht einem jeden ein, weil ich die *Prätension*
„*mache, gelesen zu werden*, und dies heiße doch, sich
„ohne Noth *aussetzen*. Ich rieth ihr daher ehrlich und
„gerade, sich immerhin mit ihrer Muse eine vergnügte
„Stunde zu machen, wenn sie durchaus nichts nützli-
„chers zu thun wisse; auch allenfalls einer Freundin,
„oder einem *beurtheilenden* Freunde (wenn sie diesen sel-
„tenen Vogel befäße) daran Theil nehmen zu lassen;
„aber sich vor dem Druckenlassen zu hüten, bis —
„Mutter Karfchin sie an Kindesstatt aufgenommen, oder
„doch wenigstens einen Theil ihres Genies ihr vermacht
„hätte u. s. w.“ So gut gemeint nun auch dieser Rath
gegeben war, so übel wurde er aufgenommen: ich er-
hielt ein langes Schreiben, worin umständlich bewiesen
wurde, daß sie so gut ihre Verse drucken lassen könne,
als hundert andere; worin sie sich sehr darüber lustig
machte, daß ich in einem so unbedeutenden Jour-
nale Verse nicht aufnehmen wolle, die sie in fünf,
sechs der *berühmtesten* hätte können abdrucken lassen,
in welchen auch schon eine gute Anzahl ihrer anderwei-
tigen Produkte kursirten. Sie beklagte sich besonders
über

das Unglück, daß die Anzahl ihrer Jünger und Lehrlinge in dem Grade zunimmt, in welchem die Anzahl ihrer Kundleute abnimmt.

Bey dem grösseren Haufen verliert die Kunst selbst, weil ihr die Menge der sogenannten Dichter und die ungeheure Anzahl der sogenannten Gedichte, das Ansehn des Sehrgewöhnlichen und Leichten und daher Geringen und Unbedeutenden giebt.

Der gebildete und Geschmackvolle Leser im Gegentheile, wird durch die tausend elenden Gedichte, die uns jede Messe liefert, auch von dem *Einen* guten, das unglücklicher Weise vielleicht auf jene tausende folgt, zurückgeschreckt.

Die aber, die durch Produkte der schönen Wissenschaften ihren Geschmack erst bilden wollen, werden durch das Schlechte, Halbgute und Gute, das man so oft in unsern Anthologien unter einander findet, irre gemacht, und halten zuletzt das Gute mit dem Schlechten für gut, oder das Schlechte mit dem Guten für schlecht. *)

Es

über meinen Undank, da sie doch die Absicht gehabt habe, mir und meiner Jugendzeitung dadurch etwas auf die Beine zu helfen! — So gefährlich ist die poetische Wuth, wenn sie einmal im Blute sitzt! V.

*) Der Nachtheil, der von dieser Vermengung des Guten und Schlechten für die Bildung des jugendlichen Geschmacks entsteht, ist *größer* und *ausgebreiteter*, als es anfangs scheint. Die Nerven, die verdorben worden, ehe sie sich völlig entwickelt haben, können nicht nur *nicht so bald*, sondern nie völlig gesund und stark werden. Wird

Es muß freylich jedem Menschen frey stehn, sein Steckenpferd in seinem eignen Gehöfte so viel herumzutummeln, als es ihm beliebt. Und wenn täglich die dichterische Begeisterung, gleich manchem andern körperlichen Bedürfnisse, anwandelt, der mache ihr Luft, so gut er kann. Jedoch bringe er diesen Sold, den er seiner Natur bezahlen muß, keinem andern Menschen auf Rechnung; und eben so wenig müssen die guten Sitten ihm erlauben, seinem *Privat*-Bedürfnisse *öffentlich* abzuhelpfen.

L 3

Blos

Wird das Gefühl für das Schöne und Gute verstimmt, ehe es zu seiner völligen Stärke und Wirkfamkeit gediehen ist, so nimmt diese Verderbtheit mit der Exkolorung desselben zu und wird so innig damit verwebt, daß es nicht möglich ist, sich davon zu befreyen, es sey denn, daß man *alles Gefühl ausrotte*,

So wie nun Gewöhnung an das wirklich Schöne nicht in den Gränzen der Künste allein wirksam bleibt, sondern in unser äußeres Betragen und selbst in unsere Sittlichkeit Einfluß hat, und *Geschmack* mit dem *moralischen Gefühle* auf das Genaueste zusammenhängt; so sieht man nun auch leicht, daß die Verderbung und Verdorbenheit des ersten wenigstens doch die möglichste Entwicklung des Letzten aufhalten und verhindern müsse. Wenn nun überdem jedes unrichtige Urtheil Unrichtigkeit der Beurtheilungskraft, entweder voraussetzt, oder bewirkt; so wird man an der *Allgemeinheit* des Nachtheils, den die Vermischung des Schlechten und Guten für den, der erst Beides *unterscheiden lernen soll*, haben muß, nicht mehr zweifeln,

V.

Blos, als Privatübung gewisser Kräfte seines Geistes, *) mag ein junger Mensch, wenn er müßige Zeit

- *) Um seine Sprache auszubilden, kann einem jungen Menschen eine Uebung in poetischen und besonders metrischen Arbeiten, gute Dienste thun. Sie verschafft einen größern Reichthum des Ausdrucks, Mannichfaltigkeit der Wendungen und überall mehr Biegsamkeit und Geschmeidigkeit. In dieser Rücksicht kann man also mit Beruhigung einen Jüngling beym Verfemachen sitzen sehn, wenn *es nicht zu oft kömmt*. Sed hinc illae lacrimae! Es ist nächst dem Romanenlesen fast nichts so anziehend, als eben dies, und wenn man dieser Neigung erst einen Finger breit erlaubt hat, so begnügt sie sich nicht einmal an einer Hand breit, sondern ist am Ende mit Ellen nicht auszumessen. Die gewöhnlichen Romane haben, so wie an so mancher Verwahrlosung der Jugend auch hier an ihren Antheil. Da sie eine so allgemeine und anhaltende Lektüre sind, so erhalten sie einen gewaltigen Einfluß auf Geschmack und Richtung der Seelenkräfte. Nun ist fast keiner, der nicht wenigstens aus profaischem Aufzuge und poetischem Einschlage gewebt wäre. Jeder Seladon kann nicht umhin, seiner Dulzinea einige Reime vorzupinseln, und da nun bei der Romanlektüre auch ähnliche Situationen, *data occasione*, unvermeidlich sind, so sieht sich der Jüngling in ähnlicher Verlegenheit, irgend ein junges Füllen, oder einen alten lahmen, tragen Klepper zum Pegafus zu kreiren und seinem Feinsliebchen einige Kurbetten darauf vorzureiten. Inzwischen auch dies möchte hingehen, denn man hätte die Hoffnung, auch diese würde, wie manche andere jugendliche Radotage *vorübergehen*; aber das muß nun alles *gedruckt* werden (und an diesem Pruritus sind besonders die Blumenleser Schuld, denen ein Nesselstrauch so lieb ist, als eine Rose, weil erstter doch auch
sei-

Zeit hat, eben so wohl ein wenig Dichtkunst treiben, als er, zur Uebung gewisser Kräfte seines Körpers, den Ball schlägt, oder nach dem Ziele rennt oder die Drechselbank tritt; aber alle diese Exercitia gehören, wenigstens in unsern Tagen, nicht mehr für die Augen des Publikums.

Würde man den Schullehrer nicht auslachen, der etwa ein lateinisches Exercitium eines seiner Knaben, — welches in Rücksicht auf das Alter dieses Knaben, auch bey seinen hundert grammaticalischen Fehlern, ein vortrefliches Exercitium wäre; — durch den Druck der ganzen gelehrten Welt mittheilen wollte? —

Oder, was würde man zu dem Vater sagen, der seinen zweyjährigen Knaben, der für dieses Alter schon ganz bewundernswürdig buchstabiren könnte — etwa im Concertsaale seines Orts, für baares Geld öffentlich wollte buchstabiren lassen?

Man hat von jeher in allen Rezensionsjournalen die löbliche Gewohnheit gehabt, die schlechten und mittelmäßigen Dichter lächerlich zu machen; und unter den geschmacklosesten Reimern kann keiner so geschmacklos seyn, daß er nicht selbst einen

L 4

schlech-

seinen Platz ausfüllt). Daher kommen denn die vielen poetischen Jugendstünden, deren sich die reifern Männer stets schämen, und die sie nun nicht ignoriren, auch nicht mehr vernichten können, die, ob sie gleich von dem Publikum meistens bald vergessen werden, doch noch zuweilen einmal gelegentlich ihrem Urheber unter die Augen treten und ihn durch ihre Mißgestalt empfindlich demüthigen.

V.

schlechten Dichter zu den lächerlichsten Dingen der Welt rechnete.

Indefs ist doch bis jetzt alles bey dem Alten geblieben, wo es nicht noch ärger geworden ist. Man belacht seine eigne Thorheiten nur an andern Thoren, und mißt seinen eignen Werth nur an denen, die schlechter sind als wir.

So gieng es in der That mit so manchen jungen Dichtern, und selbst mit denen, deren Talente Hoffnung gaben, daß sie auch einmal gute Dichter werden könnten.

Sie fanden etwa, (und dazu gehört wenig) daß ihre noch ungedruckten Verse, wenn nicht gar einen größern, so doch einen eben so großen Werth hatten, als die meisten Gedichte gewisser Blumenleser oder dieses und jenes beliebten Journals, deren Herausgeber selbst berühmte Dichter oder gar Kunst-richter waren; — und so klein dieser Werth immer seyn mochte, so war er doch für die Eigenliebe dieser jungen Männer und für ihren jetzigen Wunsch groß genug, denn er reichte hin, auch ihren Namen, neben dem Namen so manches großen oder doch berühmten Schriftstellers, eine Stelle zu verschaffen.

Bey manchem andern war vielleicht ein zu unbestimmtes Lob seines ersten Versuches, an der Verwahrlosung seiner guten Talente Schuld. Sein ästhetischer Gönner oder Freund sagte zwar sehr bedingt: *Für Ihre Jahre, für Ihre wenige Uebung*, oder *als erster Versuch*, sind diese Verse bewundernswerth!

werth! „ — Aber, wie? hatte der junge Mann, als man ihm dieses leichte Compliment machte, auch schon Sinn und Kenntniß genug, um einzusehn, wie viel vollkommener seine Verse seyn müßten, wenn bey dem erhaltenen Lobe jene Einschränkung wegfallen sollte? und wird er dies *Wie viel?* nicht in eine Kleinigkeit setzen und setzen müssen, wenn er anders den Stolz hat, bald und leicht etwas Vollkommenes zu liefern, — ein Stolz, der dem guten Kopfe, auch schon als Anfänger so eigen ist. *) —

L 5

Un-

*) Unglaublich viel Köpfe hat der unbestimmte Beyfall des deutschen Publikums, den es den ersten Versuchen junger Dichter schenkte, verschoben, Ueberall ist nichts inkonsequenter als dieser Beyfall. Mancher vortrefliche Schriftsteller wird kaum bemerkt und fäselnde Schmierer werden auf den Händen getragen. Der sel. *Dusch* z. E. hat nie ein sonderliches schriftstellerisches Glück gemacht, wiewohl seine Schriften in ihrer Art fast alle vortreflich waren, hingegen würden andere Lieblingschriftsteller, die nicht die ersten Regeln des guten Geschmacks inne hatten. *Exempla sunt odiosa*, aber gewiß sind sie nicht schwer zu finden. Es ist natürlich, daß dieser Wirbelwind des öffentlichen Beyfalls den jungen brausenden Geist mit fortreißt. Nun glaubt man wirklich schon etwas zu seyn, da man doch noch nichts ist, und aus eben den Gründen auch *nichts wird!* Dies ist jedoch nicht blos in der Poesia, dies ist überall so in der Schriftstellerey. Es scheint natürlich zu seyn, daß man nur nöthig habe, die Zahl der *berühmten* Schriftsteller zu berechnen, um auch die Zahl der *guten* zu bekommen. Aber weit gefehlt! — Da bedarf es noch einer grossen Auslese! Das sonderbarste ist, daß sich mancher *zehn Jahre nachher* eben des Werks daheim im Stillen schämt,

WAS

Unter unsern besten Dichtern giebt es zwey und vielleicht mehrere, deren erste poetische Versuche ohne alle Rücksicht und ohne alle Schonung von ihren Freunden, wie von ihren Recensenten, glücklicher Weise, *sehr elend* befunden wurden, obgleich diese Versuche manchem heutigen Dichterlinge in den Augen seiner Nymphen oder Grazien des Lorbers werth machen würde — und dieser wenigen Schonung danken jene Männer, wie sie selbst gestehn, die nachherige Vollkommenheit ihrer Werke.

Was hilft es indess, wenn die Kritik auch noch so streng — d. h. ohne alle Rücksichten, als die, auf das Vermögen der Kunst, — die Versuche junger Versmacher beurtheilt, und — wenn es noth thut — sie mit der Satyre geißelt!

Die Herausgeber unsrer besten Blumenlesen und Journale, müssen erst aufhören, die Tugend ihrer
Bereit-

was zehn Jahre früher seinen Ruhm gründete und ihn, wie man zu sagen pflegt, *zum Manne machte*. Er sagt zwar nicht, was er denkt, denn das würde offenbar ein wenig zu viel Selbstverleugnung erfordern, auch würde es ihm vom Publikum nicht gedankt werden, weil er diesem zugleich mit sagen müßte: *Du warst damals ein Kind am Verstande, so wie ich!* Doch hievon ein andermal ausführlicher. Dies letzte ist nicht immer die Folge des erstern: sondern dieser voreilige Beyfall hat schon manchen guten Kopf *für sein ganzes Leben* verdorben, da hingegen, wie der Herr Verfasser sehr richtig bemerkt, strenger Tadel die entgegengesetzte Wirkung hervorgebracht hat

V.

Bereitwilligkeit und Schonung, auf Kosten des Publikums, auszuüben, und nicht mehr — so kaufmännisch! — das, was sie doch selbst, als Kenner, für schlechte Waare halten, unter gute mit unterscheiden, damit es auch so fein das feine beytrage. Sie müssen daran denken, daß ihre Autorität und die allgemein gute Meinung von ihrem richtigen und feinen Geschmacke, alle Aufsätze, die sie unter der Protektion ihres Namens, dem Publikum mittheilen, wider alles Verdienst und Würdigkeit einem schlechten oder mittelmäßigen Produkte, in den Augen so vieler wirklich den Werth giebt, der allein zu der Ehre der öffentlichen Mittheilung qualificiren sollte.

Diese und ähnliche Betrachtungen veranlassen uns, zur Verhütung des Schadens, der daraus entstehen kann und muß, auch an unserm Theile etwas beyzutragen. Daher werden wir in den folgenden Stücken dieser Schrift, wenn es die Herausgeber für ihren Plan nicht unzweckmäßig finden, einige mittelmäßige Gedichte, (die sich in beliebte, und übrigens sehr nützliche Zeitschriften verirrt haben, und die gerade in der *guten* Gesellschaft, worin sie sich zuerst produciren, nur eine um so unwürdigere und schlechtere Figur spielen, aber auch um so heimlicher und sicherer nachtheilig werden können) nach Recht und Gerechtigkeit kritisch zu beurtheilen.

M * * c b.

Als

Als einen Nachtrag zu den Verführungen junger Dichter möchte ich hier noch die Bemerkung machen, daß das zu lange Singen und die daraus entstehenden Mistöne alter, mit Recht berühmter und beliebter Dichter unausbleiblichen Schaden für jene haben muß. Autorität hat überall in der Jugend viel Gewicht, vornehmlich, wenn man darauf ausgeht, Ruhm und Beyfall zu erjagen. Was ist natürlicher, als der Gedanke: *Paul* hat den allgemeinsten Beyfall, mache es also wie *Paul*, so wirst du ebenfalls zu diesem Ziele gelangen. Dies könnte nun freylich die besten Folgen haben, wenn es *cum grano salis* geschähe. Aber so hält man sich immer ans Nächste, weil das am nächsten ist, und weil man es auch, in so fern es das Neueste ist, für das Beste hält. Wer sich nun z. E. also nach Vater *Gleim* itzt bilden wollte und nun über das geräth, was man itzt so meistens von ihm liest, wie übel wird dem berathen seyn. Wenn er z. E. den diesjährigen Hamburger Musenalmanach ergreift, um aus diesem Blümlein den Honig zu saugen, was wird er da, bey aller Emsigkeit, finden. Er schlägt den Namen *Gleim* auf, und findet einige ganz *allrätliche*, zum Theil ganz *unverständliche* Einfälle in ein halb Dutzend Reimen, wie Aesops Linse in der Wassersuppe, schwimmend, die einem jeden gebildeten Leser, eben so wie jene Hülsenfrucht, Unbequemlichkeiten erregen. Was soll, was kann er, um dies durch einige Beyspiele anschaulicher zu machen, aus folgendem Sinngedichte lernen?

Nach-

Nachbar Hans.

Vorm Teufel und vorm Sinngedicht,
Sagt Nachbar Hans, fürcht ich mich nicht;
Mit Gott und meinem bösen Weibe
Halt ich sie beyde mir vom Leibe.

Zuerst, was für eine sonderbare Zusammenstellung, der *Teufel* und das *Sinngedicht!* und dann wieder *Gott* und das *böse Weib*, als Vertheidigungsinstrumente! — Ferner: mit Gott hält er sich den Teufel vom Leibe, dies läßt sich allenfalls begreifen, ob ich gleich diesen Gedanken, Nachbar Hansens allenfalls würdig finde, aber nicht des *Dichter Gleims!* Wie aber nun mit seinem bösen Weibe das *Sinngedicht sich vom Leibe halten?* Nicht einmal zu gedenken, wie schleppend und niedrig die ganze Diktion ist.

Dies ist *eins*. Es giebt ihrer Mehrere:

Die Frage.

Obs aus ist mit der Welt?
Weil schon seit dreyßig Tagen
Kein Thau vom Himmel fällt?
Weil Weife *wund sich schlagen*,
Weil jeder Duns ein Held
In Mantel und in Kragen
Seyn will? weil unterm Zelt
Wie Weiber, Männer klagen?
Weil alles unser Geld
Weit hin wird weggetragen,
Weil unser aller Magen
Dürr sind und wüßt und leer

Weil

Weil unser Kriegesheer
 Des Feindes Acker düngt?
*Weil Asmus längst nicht mehr
 Ein Lied der Lieder singt?*

Das Ganze ist ohne Zweifel ein Inpromptü in einer fröhlichen Gesellschaft aus dem Ermel geschüttelt. Aber wie kann man es mit in eine Blumenlese setzen; wie kann dies *Glein* mit Unterschrift seines Namens? Um nur dies einzige anzuführen; man erwartet hier eine Gradation der unglücklichen Vorbedeutungszeichen des nahen Untergangs der Welt. Sie ist auch ziemlich beobachtet, obgleich nicht gehörig geordnet. Wie weit ist aber am Ende der Abfall von dem Schrecklichen: weil unser Kriegesheer

Das Feindes Acker düngt
 zu dem Allerschrecklichsten — dem Untrüglichen
 von allen!

*Weil Asmus längst nicht mehr
 Ein Lied der Lieder singt!*

Es wird nicht unnütz seyn, wie ich glaube, noch einige dieser Art zu anatomiren. Gleich das folgende: *Auf Rolle*: lehrt uns, daß wenn er, der Juden und Heiden Sang, nicht mehr auf den todtbefreyten Sternen an Gottes Throne im Himmelsheere sänge: was wäre es denn, wie er zu lernen? — Wie gemein und abgenutzt ist dieser Gedanke, und durch die Einkleidung sicher nicht sonderlich gehoben. Ebenso wenig zeichnet sich das folgende, der zählende König: durch etwas aus, wiewohl es noch fast das beste von allen ist. Ein ganz alltäglicher Gedanke, völlig pro-

profaisch vorgetragen, ist: Glaube an Unsterblichkeit:

Unsterblichkeit der Seele glaubt die Seele

Die Anspruch macht auf sie, *die andere* (*welche andere?*) glaubt sie nicht.

Was hat diese oft gemachte psychologische Bemerkung nur im mindesten Dichterisches, daß sie dieses Platzes und ihres Verfassers, als ein Epigramm, würdig wäre?

Die geprüfte Tugend.

Wohl ihm, dem Widerstand in Tugend Uebung giebt!

Wer keine Venus sieht, wird nicht in sie verliebt.

Nach der *zweyten Zeile* zu urtheilen, sollte der ganze Gedanke dieser seyn: Wohl dem, der Gelegenheit hat eine Venus zu sehen, denn ohne diese würde er auch nicht das Vergnügen empfinden können, sie zu lieben. Hingegen nach der *Ersten* müßte dieses seynsollende Epigramm folgende Grundlage haben: Wohl dem, der Widerstand bey seiner Tugend findet, denn dies wird ihm das Vergnügen gewähren, diesen Widerstand überwinden zu können. Die letzte Zeile sollte also wenigstens so heißen: Wer keine Venus je gesehen hat, kann sich auch nicht rühmen ihren Reitzen widerstanden zu seyn. Im Ganzen ist dieser moralische Gedanke eben so wenig zu einem Epigramm, wenigstens für itzt noch passend, als jener psychologische. Nun folgt:

Grab-

—————

Grabfchrift auf eine Nochlebende.

Die Fanny, *welche K . . . liebte,*
Schläft hier so sanft, *so sanft!* Laß, Wande-
rer sie ruhn!

Sie, die den guten Mann bis in den Tod
betrübte,

Wills nimmer wieder thun! —

Ich frage hier einen jeden Leser: verstandest du auch was du lesest? Zuerst: *Grabfchrift auf eine Nochlebende!* Warum auf eine *Nochlebende?* Was gewinnt die Pointe dadurch? Und wo soll denn diese Grabfchrift, bey einer Nochlebenden, angebracht werden? Ferner, wie matt ist der Zusatz: *welche K. liebte!* und nachher die Wiederholung, *so sanft, so sanft!* — Der Leser weiß noch gar keine Urfach, warum sie nicht sollte sanft schlafen können? Nun wird beyläufig erzählt: sie habe ihren Mann in den Tod betrübt; dies mit dem letzten Verse unverständlich verbunden. Waren noch die Gedanken so geordnet: Fanny hat ihren Mann zu tode geärgert, aber sie schläft doch sanft, denn sie will es nicht wieder thun! Nun aber kann man mit Mühe diesen Sinn herausbringen: Fanny schläft sanft, wecke sie nicht auf, Wandrer! denn ob sie gleich ihren Mann todt geärgert hat, so will sie es doch nicht wieder thun. In dem *Nichwiederthun* soll nun die eigentliche Pointe liegen. Aber soll es wirklich heißen: sie hat sich beruhigt, weil sie sich vorgenommen hat, ihren Mann nicht *zum zweytenmale* todt zu ärgern, so könnte man-

mancher Leser, diese Idee eher kindisch als lächerlich finden; mancher aber denken, was sie diesem nicht thun kann, kann sie ja, *die Nochlebende*, an einem andern ausüben, und wo bleibt dann das ganze Epigramm? —

In dem: *An die Mufen*, ist durch acht Zeilen der kahle Gedanke gezogen: Man kann aus zehn Büchern das eilfte abschreiben, nicht einmal auf irgend eine Person individualisirt, sondern nur im Allgemeinen, die Zahl der Federn, die Zeit des Schlags u. s. w. bestimmt. Gar nichts Neues, nichts Darstellendes: es müßte denn seyn: *Die Faust mit gutem Seebundsfell überzogen*, die noch obendrein einen jeden delikaten Leser Ekel erwecken muß.

Dies mag genug seyn, zu meinem Zwecke. Ob es nun gleich einem alten Manne, dem der ordentliche Anzug zu unbequem geworden ist, allenfalls auch zu verzeihen seyn mag, wenn er im Schlafrocke vor dem Publikum erscheint (wiewohl man auch sagen könnte, er thäte besser, daheim in seinen vier Pfählen zu bleiben) so weiß man doch wie gern sich junge Leute auch erlauben, was sie an alten sehn, und wie wenig dies für sie heilsam zu seyn pflegt, zumal, wenn es gewisse Bequemlichkeiten und Nachlässigkeiten sind, wohin sie sich nur zu gern von selbst neigen. Oder, ohne Bild zu reden, man sieht hieran, wie sehr dies auf die Bildung des jugendlichen Geschmacks wirken muß, wenn

Phil. Blicke 1. B. 1. St.

M

alte

alte berühmte Dichter, Dinge, die ihrer auf keine Weise würdig sind, dennoch für gut genug achten, drucken zu lassen, indem sie dem güttherzigen Publikum zutrauen, es dürfe nur ihren Namen sehn, um sie recht wohl aufzunehmen.

Uebrigens darf ich wohl nicht erst erinnern, daß ich diese Bemerkungen über Vater Gleims hier mitgetheilte Schwachheiten keinesweges in respectu seiner gemacht habe. Seine ehemaligen Werke haben ihren entschiedenen Werth, und dies wird nicht um ein Haarbreit seinen verdienten Ruhm schmälern. Ich nahm diese, weil mir der Vossische Almanach eben zur Hand lag, und ich andere Belege für meine Bemerkung erst vielleicht einen Schritt weiter hätte hohlen müssen.

V.

Mei-

==

Meinem Lafontain
zur Antwort
auf die Zuschrift vor seinem Brutus.

Ja ich wollte — wollte Dich und —
Vaterland und Lieb und Freundschaft einst verlassen,
einsam zu der fernen Moskova Gestade gehn!
Ich vermocht' es! denn die Freundschaft, dacht' ich,
ist mit keiner Trennung auszureichen,
und die Liebe ist stark wie der Tod!
Vaterland scheint meiner nun und nimmer zu be-
dürfen
und ich ahnde meines Schicksals Wink! —

So gedacht ich! — Aber anders war es *dort* be-
schlossen! —
Plötzlich wandte sich mein Lebenslauf!
Es bereitete das Schicksal, wiewohl bitter
Grade damals von dir angeklagt,
uns des Lebens feeligstes Begegnen —
weit hinaus gewähntes — Wiedersehn!

Schön und reizend ist es zwar, der Jugend Jahre
Hand in Hand vertanzen auf der Blumen Flur;
aber herrlich ist es, Männerkraft vereinen
und gemeinsam auf der Nutzbarkeit und Ehre Lauf-
bahn gehn.

Arm in Arm gewaltiglich verschlungen,
einer feyn des andern Kraft und Schutz;

einer seyn des andern Stolz und Ehre,
Rath und Trost und sanfter Lebensweisheit Kühlung
in der Mühevollen Walfahrt Mittagsglut. —

Jenes war uns, — dies ist uns geworden!
wird uns ferner seyn, o du mein Trauter,
du mein (giebt es irgend auf der weiten Erde
Freundschaft) du mein — Freund!
Wohl uns! wenn wir einst, wie itzt vereinet,
so von edlem Wirken endlicher Erschöpfung ruhn;
wenn wir, dann auch einer noch des andern Stütze,
so allmählich wanken nach dem Grabe zu;
wenn die Menschheit nur bey einem Aschenhägel
der uns beide faßt, ihr Opfer bringen darf; —
wenn dann — doch ich bebe und die Feder sinkt —
in der Gruft verlieret sich mein Geist,
er verstummet, staunet und versinket
in der bangen Ungewißheit Sorgensnacht!

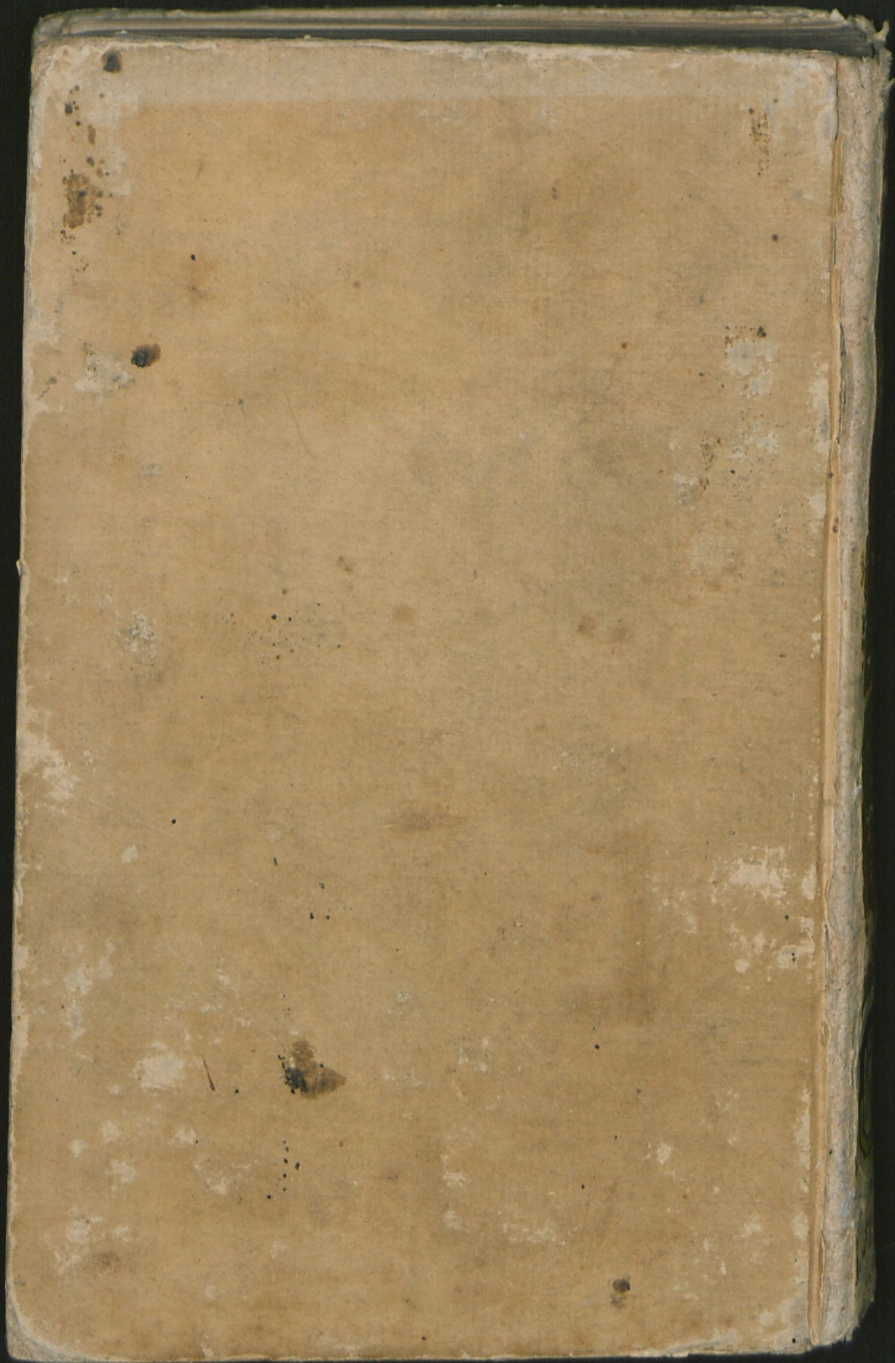
— — — — —
— — — — —
Ha! der Ewigkeiten Lichtstral dringt mir in die Seele!
er erhellet Wahrheit, Trost und Zuversicht! —
O so ist dann nichts was uns mit Trennung drohte,
Ruhig blicke, Freund, hinüber über Tod und Grab!

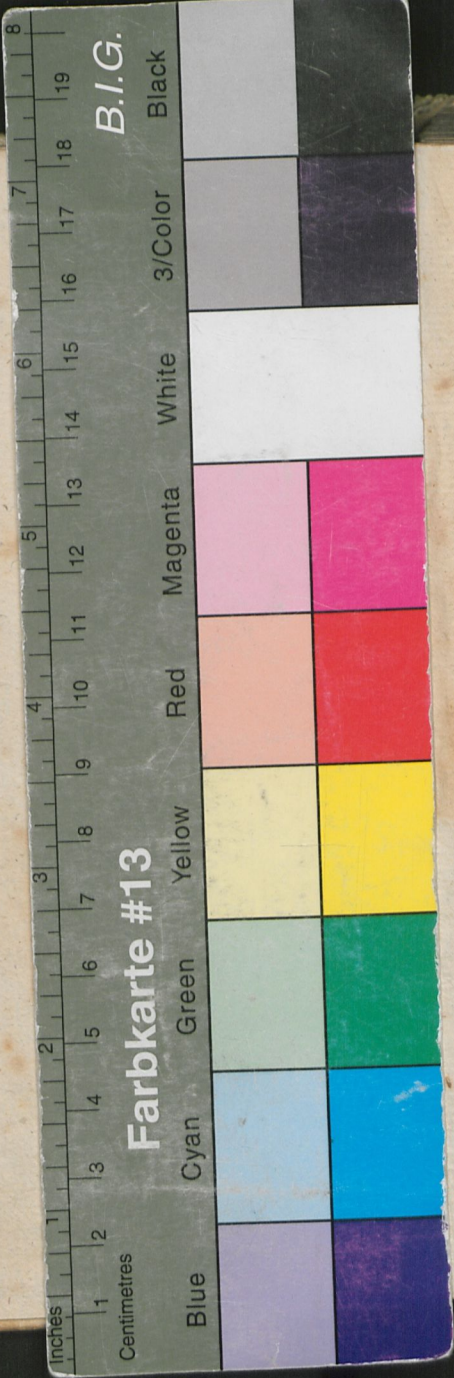
V.

Fc 1202.

S 8

117





Philosophische
B L E C K E
auf
Wissenschaften
und
Menschenleben
für reife Jünglinge
herausgegeben
von
I. C. F. Heinzelmann und C. D. Vofs
Lehrern am Königl. Pädagogium
zu Halle im Saalkreise.



Ersten Bandes erstes Stück.

Halle
bei Hemmerde und Schwetschke
1789.